W. Fröhlich.
Buchhandlung
&
Leihbibliothek
Bielitz, Börsenplatz 5.

3174.

Pêle-mêle

von

Julius Lundsing.

Zweite Ausgabe.

Dritter Band.

BUCH-, KUNST- & MUSIKALIENHANDLUNG
W. FRÖHLICH
BIELITZ.
& LEIHBIBLIOTHEK.

Leipzig,
Fr. Wilh. Grunow.
1867.

Das Ueberſetzungsrecht in fremde Sprachen behält ſich der Verfaſſer vor.

RBR
Jantz
#1395
Bd. 3

Inhalt.

Seite

1) Aus dem Medicinerleben 1
2) Kleinbadeleben 169
3) Leben und Weben in einer österreichischen Kleinstadt . 213

Aus dem Medicinerleben.

Digitized by the Internet Archive
in 2015

https://archive.org/details/plemle31gund

I.

In einer ziemlich eleganten Wohnung sitzen an einem gedeckten Frühstückstische zwei Personen, ein Herr und eine Dame. Der Herr, eine robuste Gestalt mit einem stark gerötheten Gesichte, dessen eigenthümlicher Farbenglanz Reminiscenzen an so manchen Weinkeller weckt, in dessen dunklen Winkeln ähnliche Gestalten zu den stehenden oder vielmehr ewig festsitzenden Figuren gehören, steckt in einem kornblumenblauen Schlafrocke, während die keineswegs in zu großer Ueppigkeit prangenden Glieder der Frau eine Tunika von schwefelgelbem Stoffe umhüllt.

Die beiden Personen verharren ziemlich lange im stummen Nebeneinandersein. Es hat den Anschein, als ob es beiden Theilen peinlich wäre, das Stillschweigen zu brechen. Etwas Angenehmes ist es keineswegs, womit sich ihre Gedanken

beschäftigen, denn sonst läge kein so düsterer Zug auf ihrer Stirn, und das Auge sähe nicht so starr vor sich hin, als wollte es einer großen Lebenskalamität recht tief auf den Grund blicken. Nachdem man wohl zehn Minuten lang nur das Geklapper der Tassen und Löffel gehört, sagt endlich die Frau mit einem Seufzer:

„Wie mag es unserm armen Kinde gehen!"

Das Gesicht des Herrn verfinstert sich, das Wort der Frau hat offenbar den Punkt berührt, vor dem er zurückscheute. Wie andere Leute, wenn sie nachdenken, mit der Hand durch das Haar zu fahren pflegen, so berührt unser Mann mit seinem Zeigefinger die Kupferminen seiner Nase und murmelt beklommen:

„Wie das nur gekommen sein mag mit dem armen Mädchen! Ich kann den Gedanken nicht los werden! Sie war immer melancholisch, besonders in der letzten Zeit — aber wer hätte eine solche Katastrophe erwarten sollen!"

„Die arme Leontine! Mein unglückliches Kind!" schluchzt die Frau und trocknet die Thränen, die ihr gewaltsam aus den Augen springen. „Ich wollte Dir nichts sagen, um Dich nicht

zu erschrecken, aber ich habe schon lange einen unglücklichen Ausgang befürchtet. Vor Dir nahm sich das Mädchen immer zusammen, sei es, daß sie Dir keinen Kummer machen wollte, sei es, daß sie Dich fürchtete. Aber wenn sie sich mit mir allein sah, da kannte ihre Schwermuth und ihre Menschenscheu keine Grenzen. Sie sprach kein Wort, sie setzte sich auf die Erde in die dunkelste Ecke des Zimmers und starrte dumpf vor sich hin, die Hände über die Knie gekreuzt haltend. Nur wenn die Glocke einen Besuch ankündigte, kam Leben in sie, sie fuhr auf und eilte, sich zu verstecken. Ihr ängstliches Gebahren erreichte aber den höchsten Grad, wenn sich unter denen, die zum Besuche kamen, zufällig ein Mann befand. In solchen Fällen flüchtete sie nicht selten in einen Kleiderschrank, in welchem sie so lange verweilte, bis sie bestimmt wußte, daß der Besuch fortgegangen sei!"

„Seltsam," fiel der Herr ein; „fast könnte das auf den Gedanken führen, daß die Männer dem armen Kinde irgend welche Ursache gegeben haben, sie zu hassen und zu fliehen!"

„Und kein Bissen war in das Mädchen zu

bringen," fuhr die Frau fort. „Wenn ich Dir, um Dich nicht zu beunruhigen, sagte, daß sie auf ihrem Zimmer speise, so war dies leider eine Unwahrheit. Wohl ließ ich ihr die Speisen, die sie mit uns einzunehmen sich beharrlich weigerte, auf ihr Zimmer bringen, aber da blieben sie auch unberührt stehen, ich mochte ihr noch so energisch zureden. Nur zuweilen erhob sie sich um Mitternacht in ihrem Bette, setzte sich auf, machte Licht und verlangte zu essen. Dann saß sie da in ihrem weißen Nachtgewande, das rabenschwarze, reiche Haar wallte in einem breiten Strome aufgelöst über ihren Nacken, ihr irrer Blick streifte jeden Gegenstand im Zimmer und blieb dann auf der eiskalten Speise haften, von welcher sie mit Heißhunger einige Bissen hinabwürgte, um dann in ihre Apathie zurückzusinken! So bereitete sich die Katastrophe vor, jener Anfall von Tobsucht, der Dich bestimmte, das arme Kind der Irrenanstalt zu übergeben!"

„Ich that es mit blutendem Herzen! Und die erste tröstliche Nachricht, welche ich über das Befinden meines Kindes erhielte, würde mich vermögen, dasselbe unverweilt wieder zu mir zu neh-

men! Hast Du aber gar keinen Anhaltspunkt, der geeignet wäre, einiges Licht über das räthselvolle Wesen unseres Kindes zu verbreiten?"

Die Frau zögerte einen Augenblick mit der Antwort, dann sagte sie traurig:

„Du weißt, daß wir unsere Tochter überrumpelten, indem wir sie in die Anstalt brachten. Der Anfall von Tobsucht war vorüber, sie dachte an nichts weniger, als daß wir sie nach dem Irrenhause schaffen würden. So ließ sie alle ihre Sachen liegen, wie sie eben lagen, in der Meinung, es handle sich nur um eine Spazierfahrt, als man den Wagen ansagte. Ich sehe noch ihre Unruhe, als wir uns über den breiten Platz der Gegend näherten, wo die Krankenhäuser sich befinden, ich habe den schrillen Ton noch im Ohr, den sie ausstieß, als die dunklen Massen des Irrenhauses vor uns auftauchten, welchem Schrei ein stummer Blick des Vorwurfs folgte, den sie auf mir haften ließ, worauf sie in ihre gewöhnliche Apathie zurückfiel. Als ich mich nun von der unglücklichen Fahrt ein wenig erholt, dachte ich daran, daß mir vielleicht die kleinen Besitzthümer meiner Tochter Aufschluß geben würden

über das Leid, das offenbar an ihrem Leben nagte und die Ursache ihres traurigen Zustandes war. Ich öffnete ihre Kästen, durchwühlte ihre Papiere, fand jedoch keine Korrespondenz, überhaupt nichts von Interesse, als einige mit wirrem Schwung geschriebene Phantasien, in welchen der Name „Ferdinand“ zuweilen vorkam. Dieser Name erhielt in meinen Augen erst dadurch eine Bedeutung, als ich bei noch sorgfältigerem Forschen hier und da auf einzelnen Papierstreifen den Namen Andermann, offenbar von der Hand Leontinens geschrieben fand.“

„Andermann, Ferdinand Andermann!“ wiederholte der Herr sichtlich überrascht, und eine Reihe von Kombinationen trat vor sein geistiges Auge, wie dies aus den wiederholten Streifzügen der Hand gegen die Kupferminen der Nase entnommen werden konnte, die immer auf ein ernstes Nachdenken hindeuteten. „Andermann, der junge Mediciner, der Leontinen unterrichtet hatte? Sollte ein Verhältniß zwischen den beiden jungen Leuten obgewaltet haben, ohne daß wir darum wußten? Dergleichen soll häufig vorkommen! Die Hauslehrer sind eine gefährliche Klasse von Staats-

bürgern in Häusern, wo es Töchter giebt. Aber das wahrzunehmen hätte eigentlich in Dein Departement gehört! Ich kann nicht überall die Augen haben!"

„Ich habe, als Andermann noch unser Haus besuchte, nicht das Geringste wahrgenommen, das auf innigere Beziehungen zwischen ihm und Leontinen hingedeutet hätte!" entschuldigte sich die Gattin. „Nun geht Ferdinand aber schon seit zwei Jahren nicht zu uns, und wenn ich nachdenke, so finde ich, daß der Trübsinn Leontinens ungefähr seit jener Zeit datirt, wo sie aufhörte, Unterricht von ihm zu nehmen. Ein Geheimniß schwebt hier jedenfalls, obwohl kein direkter Verkehr zwischen Leontinen und dem jungen Manne bestanden zu haben scheint. Wären sie im Briefwechsel gestanden, so würden sich Spuren desselben gewiß unter Leontinens kleiner Habe vorgefunden haben. Wenn sie nicht an die Beseitigung jener Phantasien dachte, in denen sein Name vorkommt, so würde sie auch mit seinen Briefen kein weiteres Verstecken getrieben haben!"

„Vielleicht fänden wir den Schlüssel zu der Behandlung unseres Kindes, wenn wir wüßten,

wie sich die Sache verhält!“ bemerkte der bekümmerte Vater. „Vielleicht könnte man von Andermann selbst etwas erfahren; er war immer ein ehrlicher, offener Junge. Aber ich kann füglich nicht bei ihm mit der Thür in's Haus fallen, nicht zu ihm kommen und ihm sagen: „Herr, meine Tochter ist im Irrenhause — sie hat Ihren Namen einigemal in der Feder gehabt — also geben Sie uns Aufschluß, wie sie krank wurde! Das wäre gegen alle Lebensart, und zudem ist der junge Stundenlehrer seither auch etwas geworden, ich glaube er versieht die Assistentenstelle bei der Anatomie und wird in der nächsten Zeit promoviren. Da kann ich ihn nicht mehr so leicht zur Rechenschaft ziehen, wie vor drei, vier Jahren, als er sich uns für fünf Gulden monatlich täglich für je eine Stunde leibeigen gegeben! Andere Zeiten, andere Vögel, andere Lieder.“

„Du hast wohl Recht,“ warf die Gattin ein, „aber mir fällt eben ein, daß mein Schwager, der Zahnarzt Wasservogel, mit Andermann auf ziemlich vertrautem Fuße stand. Wasservogel ist wohl um mehre Jahre älter als Andermann, aber da er sich früher ausschließlich mit den Zähnen

befaßte, so promovirte er spät und hörte einige Collegien gemeinschaftlich mit Andermann. Die beiden Leute staken viel beieinander, ich weiß das genau, weil Wasservogel damals eben um meine Schwester anhielt und meine Eltern, und ich mit ihnen, sein Vorleben und seine Freunde einer sorgfältigen Musterung unterzogen. Es ist nun leicht möglich, daß ich durch Wasservogel etwas erfahre, sei es auch nur in der Art, daß er Andermann über die Sache ausholt!"

Der Gatte gab seine Zustimmung zu dem Vorhaben der Frau, das Terrain zu klären und begab sich dann, die Schnüre seines kornblumenblauen Schlafrocks fester zusammenziehend, nach seinem Arbeitszimmer, über dessen gegen den Korridor hinausgehender Thür eine Karte mit der Aufschrift:

„Felix Balsamus, Doktor der Medicin"

angebracht war.

Ueber dieser kleinen Karte hing noch ein bedeutend größerer, geschriebener Zettel an der Thür, auf dem die Worte zu lesen waren:

„Doktor Balsamus ordinirt früh von neun bis zwölf und Nachmittags von drei bis fünf Uhr."

Nach dieser sehr liberal ausgeweiteten Ordinationszeit zu schließen, mußte Doktor Felix Balsamus ein ungewöhnlicher Menschenfreund sein. Denn ein gewöhnlicher Arzt glaubt der leidenden Menschheit geringerer Qualität ein genug großes Opfer gebracht zu haben, wenn er derselben täglich eine Ordinationsstunde widmet.

Wir, die wir den wackeren Doktor Balsamus genauer kennen, glauben jedoch nicht zu irren, wenn wir behaupten, daß derselbe seine Einkünfte nicht im Geringsten geschmälert hätte, wenn er auch auf seine Tafel gesetzt hätte: „Ordinationsstunden von sechs Uhr früh bis acht Uhr Abends." Was uns zu dieser Annahme berechtigt, ist der in der ganzen Nachbarschaft sattsam bekannte Umstand, daß Doktor Balsamus seine Wohnung nur einmal im Tage verließ, in der sonnigen Mittagsstunde. Und im Verlaufe dieser täglichen Mittagsexkursion verschmähte es der Doktor irgend einen Patienten zu besuchen. Er begnügte sich vielmehr damit, eine Promenade durch die belebteren Straßen der Stadt und über die Basteien zu machen und dann wieder harmlos heimzukehren.

Es hätte wohl räthselhaft erscheinen können, wovon Doktor Balsamus bei absolutem Abgang irgend einer ärztlichen Praxis lebe. Und doch lebte der Doktor und noch dazu ganz anständig.

Ja noch mehr, er hatte sogar sehr viel zu thun, wie sich der freundliche Leser alsbald überzeugen wird.

Noch hat es nicht neun Uhr geschlagen, als schon ein schüchternes Pochen an der Thür des Balsam'schen Arbeitszimmers ertönt. Auf des Doktors vernehmliches Herein! tritt ein junger, etwas verlegen dreinblickender Mann ein, verneigt sich respektvoll und beginnt:

„Habe ich die Ehre, mit Herrn Doktor Balsamus zu sprechen?"

„Der bin ich. Sie wünschen, mein Herr?"

Der junge Mann dreht verlegen seinen Hut in der Hand; man sieht es ihm an, daß er ein Neuling in der Sache und nicht mit sich im Reinen sei, wie er seinem Anliegen am zweckmäßigsten Ausdruck geben könnte. Endlich würgt er die Worte heraus:

„Ich soll ein Examen machen, Herr Doktor, und bin noch nicht genugsam präparirt. Ein Un-

wohlsein hat mich am energischen Studium gehindert. Da ich nun die Bitte, zu einer Nachtragsprüfung zugelassen zu werden, mit einem ärztlichen Zeugnisse belegen muß und Collegen mir sagten, daß Sie, Herr Doktor, in ähnlichen leichteren Krankheiten am besten Rath wissen, so würde ich mir die Bitte erlauben, wenn Sie —"

Der junge Mann erröthete unwillkürlich und stockte. Doktor Balsamus erhob sich mit Würde von seinem Sitze.

„Junger Mann," sagte er mit Salbung, dem Musensohne fest in's Auge blickend und seine rechte Hand auf dessen Schulter legend. „Ich hoffe, daß Sie wirklich krank sind! Dem Doktor Balsamus ist etwas an seinem Rufe gelegen — er gibt seine Reputation nicht mir nichts dir nichts wegen eines Honorars von zwei, drei Gulden preis! Wenn Sie nicht wirklich leidend sind, stelle ich Ihnen kein Krankheitszeugniß aus. Was fehlt Ihnen?"

„Ich — ich —" stotterte der junge Mann verblüfft, „ich leide an katarrhalischen Zuständen — an Halskratzen —"

„Halskratzen — hm, hm — pflegt mit Lun-

genaffektionen in Zusammenhang zu stehen — ist nicht zu scherzen damit — Sie überantworten sich also meiner Behandlung?"

„Behandlung? Ich wollte nur um ein Krankheitszeugniß bitten."

„Ganz wohl — das sollen Sie haben — wer an chronischem Lungenkatarrh leidet, kann kein Examen machen, das ist klar — aber wenn ich Ihnen das Zeugniß mit gutem Gewissen ausstellen soll, muß ich Sie auch behandeln; ich muß gedeckt sein — und Ihr Lungenkatarrh darf nicht vernachlässigt werden!"

Der junge Mann verneigte sich, nahm Platz und erhielt nach fünf Minuten sein Zeugniß und ein Recept gegen den Katarrh, wofür er in überwallender Dankbarkeit einige feine Papiere, wie solche die privilegirten Banken auszugeben pflegen, in die Hände des fein lächelnden Doktors gleiten ließ, der mit einer herablassenden Neigung des Hauptes bemerkte:

„Behalten Sie mich in Erinnerung, mein Herr, und recommandiren Sie mich Ihren Herren Commilitonen! Mit Lungenaffectionen ist nicht zu spaßen! Adieu!"

Der Musensohn war kaum verschwunden, so pochte es schon wieder an des Doktors Thür — diesmal noch leiser als früher; man hätte schwören sollen, das Pochen rühre von einer zarten Damenhand her, und man hätte in der That nicht falsch geschworen.

Eine feine, schmächtige Damengestalt schwebte im Gefolge einer Matrone in das Gemach, und wurde vom Doktor Balsamus mit der äußersten Zuvorkommenheit alsbald auf ein Sopha gedrängt. Fester und fester immer schnürte der Doktor seinen Schlafrock zu, daß schier sein ganzes Gesicht schon an Röthe mit den Kupferminen der Nase wetteiferte, während die Matrone den Faden des Gespräches also unbefangen anspann:

„Meine Tochter Eveline, Herr Doktor! Ein leidendes Wesen, von der Wiege an zwischen Leben und Tod schwankend! Ach wenn Sie wüßten, Herr Doktor, was ich mit dem Mädchen ausgestanden habe! Eine andere, minder heroische Mutter wäre dabei zu Grunde gegangen. Meine Eveline hatte mit einem Jahr Kopffraisen, mit zwei Jahren den Keuchhusten, mit drei Jahren den

Friesel, mit vier den Scharlach, mit fünf den Typhus, mit sechs die Blattern, mit sieben die Lungenentzündung, mit acht — was hattest Du doch mit acht Jahren, Evelinchen?"

„Eine Halsentzündung, Mama!"

„Richtig, Evelinchen, eine Halsentzündung! Und so schleppte sich mein Kind durch lauter Krankheiten bis zum zwanzigsten Lebensjahre hin, an dessen Schwelle Sie Evelinchen jetzt sehen. Nun müssen Sie wissen, Herr Doktor, daß mein Mann Beamter war, frühzeitig starb und mir außer meiner Pension blutwenig hinterließ. Meine Tochter erhielt einen Erziehungsbeitrag, und von diesem und der Pension lebten wir. Der Erziehungsbeitrag fällt nun mit erreichtem zwanzigsten Jahre weg, die Zeiten sind schlimmer als je — wie sollen wir leben? Eine Umwandlung des Erziehungsbeitrages in eine permanente Gnadengabe ist unsere einzige Hoffnung!"

„Das Fräulein sieht wirklich sehr leidend aus!" warf Doktor Balsamus in theilnehmendem Tone hin. „Da wird es keine Schwierigkeiten machen, den Nachweis zu liefern, daß sie vollkommen erwerbsunfähig ist!"

„Meinen Sie wirklich, Herr Doktor?“ rief die Matrone voll Freude. „Sieht Evelinchen wirklich so leidend aus? Ach — Sie nehmen eines Centners Last von meiner bekümmerten Bruſt, Herr Doktor — Evelinchen, meine Tochter — erzähle doch dem Herrn Doktor, was Dir alles fehlt! Du haſt einen kurzen Athem, Evelinchen, nicht wahr, zuweilen Seitenſtechen — und wenn Du Dich bückſt um zu nähen, ſo haſt Du ein leichtes Hüſteln?“

„Hüſteln!“ rief der Doktor, „das iſt ſehr brav! wollte ſagen, das reicht hin!“

„Wirklich, Herr Doktor, Sie glauben die Sache durch ein wahrheitsgemäßes Krankheitszeugniß anbahnen zu können?“ fragte die Mama hoffnungsvoll, griff in ihr Ridicule und brachte aus demſelben einen ſorgfältig in feines Velinpapier gewickelten Gegenſtand zu Tage, der ungefähr die Form und Größe eines Doppeldukaten hatte. Als Doktor Balſamus dieſes Miniaturobjekt, deſſen reizvolles Gelb durch das loſe darüber geſchürzte Papier hindurch ſchimmerte, auf ſeinem Schreibtiſche gewahrte, griff er mit Windesſchnelle nach einem Bogen Papier, und ehe fünf Minuten ver-

gingen, war die absolute Erwerbsunfähigkeit Fräulein Evelinens sichergestellt.

Schmunzelnd betrachtete der Doktor, nachdem er den Besuch abgefertigt hatte, noch das Goldstück, als er schon wieder ein „Herein" von sich geben mußte.

Diesmal war es eine simple, abgearbeitete Gestalt, welche auf den Doktor zuschritt. Die unbehandschuhten, rauhen Hände mit den dunklen Furchen, die vom beharrlichen Widerstande gegen die Seife Zeugniß ablegten, das breite, unregelmäßige Gesicht, die gebückte Haltung des Besuchers sprachen dafür, daß er dem niedrigen Handwerkerstande angehöre. Der Doktor bemühte sich auch nicht sonderlich, sich dem einfachen Besuche gegenüber in irgend welche imponirende Positur zu setzen, sondern fragte kurz:

„Womit kann ich Ihnen dienen, mein Freund?"

Der Mann der Arbeit zupfte an den Enden seines baumwollenen zu einer breiten Rose geschlungenen Halstuches, schob die Mütze aus einer Hand in die andere und ermannte sich endlich zu den Worten:

„Ich bin ein Schuhmachergeselle und möchte

gern Meister werden! Mein Gott, wer würde nicht gern unabhängig! Wer in seiner Lehrzeit und selbst als Geselle so maltraitirt wurde wie ich, sehnt sich vollends nach einem Bischen Selbstständigkeit! Aber da sind die Herren von der Zunft, und die sagen immer: der Franz Marting, sagen sie, ist noch ein rüstiger und junger Geselle, der das Meisterrecht noch nicht braucht und sich als Geselle fortbringen kann. Wenn ich aber ewig so rüstig bleibe, wie ich Gott sei Dank bin, so komme ich nie dazu Meister zu werden. Wenn mir auch die Herren vom Amte geneigt sind und einsehen, daß ein Mensch von dreißig Jahren nicht mehr zu jung ist, um das Meisterstück zu machen: so verdirbt doch die Zunft wieder Alles, indem sie Ach und Weh ruft und sagt: der Schuster sind so zu viele, es ist genug, wenn die krüppelhaften und kranken Gesellen, die nicht mehr auf ihre eigene Hand arbeiten können, das Meisterrecht erlangen. Und so wollt' ich denn recht schön bitten, Herr Doktor, wenn Sie mir ein Zeugniß ausstellen wollten, daß ich unfähig sei, mit meinen eigenen Händen das Gewerbe weiter zu treiben und mir selbst Gesellen halten muß!"

„Aber lieber Freund, fehlt Ihnen denn auch wirklich etwas?“

„Nun, Herr Doktor, schauen Sie mal daher — ich glaube halt immer, daß ich für meine übrige Natur eine viel zu enge Brust habe und zu Taberkeln inklinire, wie die Leute sagen!“

„Hm — hm,“ murmelte der Doktor bedenklich den Kopf schüttelnd, „Ihr Habitus ist eben nicht tuberkulös!“

„O bitte, Herr Doktor — ich kenne viele Gesellen, die noch heute bis zur Schneekoppe in einem Athem hinauflaufen und doch auf die bescheinigten Taberkeln hin das Meisterrecht bekamen! Es ist halt nur, damit die Zunft schweigt und nicht mehr sagen kann: der Mensch ist noch rüstig und gesund und kann noch zehn Jahre Geselle sein. Wenn die Taberkeln schwarz auf weiß dastehen, hört alles Raisonniren auf, und ich bin Meister!“

Noch einige bedenkliche „hm — hm,“ etwas Perkutiren und Auskultiren — und dem Manne war geholfen; er hatte seine gewünschten „Taberkeln“ schwarz auf weiß, worüber er seine Dank-

barkeit auf eben so rührende als reelle Art zu erkennen gab.

Herr Doktor Balsamus schien im Laufe des Vormittags so glänzende Geschäfte gemacht zu haben, daß er bereits im Begriffe stand, seine Ordinationsstunden um dreißig Minuten gegen die auf der Außentafel markirte Zeit zu kürzen und seinen Mittagsspaziergang etwas früher als gewöhnlich anzutreten, als ein stürmisches Pochen ertönte und ein junger Mann, ohne erst das „Herein" abzuwarten, mit verstörtem Gesichte hereinstürzte.

„Herr Doktor, helfen Sie mir!" rief der Eintretende stürmisch und warf sich ohne weitere Einleitung auf das Sopha hin. Der Doktor nahm dies vertrauliche Gebahren auch keineswegs übel, sondern ließ den Fremden wie einen alten Bekannten machen was er wollte. Ein unbefangener Beobachter mußte sofort inne werden, daß er es hier mit einem Stammkunden des Doktor Balsamus zu thun habe, der sich als feste Kundschaft auch besonderer Privilegien erfreute.

„Was haben Sie denn wieder, Theuerster?"

fragte der Doktor gleichmüthig, indem er seinen Hut bürstete.

Der junge Mann dehnte sich behaglich auf dem Sopha, zog ein moschusduftendes Foulard aus der Tasche und wischte sich damit den Schweiß von der Stirn, indem er zugleich die penetranten Wohlgerüche, die das Tuch ausströmte, einsaugte.

Nachdem er diesen keineswegs auf Zeitersparniß hinzielenden Operationen mit Muße obgelegen, stieß er müden und blasirten Tones die Worte heraus:

„Ich bin ein Mann des Todes, wenn Sie mir nicht helfen, Doktor! Sie wissen, daß ich das Unglück habe, mit meiner Braut nicht die Luft desselben Ortes zu athmen. Ich bin an das Bureau geschmiedet — sie schmachtet acht Meilen von hier dem Augenblicke entgegen, der uns für ewig vereinigen soll!“

„Ich weiß das, Verehrter,“ warf der Doktor gutmüthig ein, ohne die geringste Ungeduld zu verrathen. „Sie erzählen mir die Geschichte regelmäßig jedes Vierteljahr einmal, wenn Sie mich wegen eines Krankheitszeugnisses behufs Urlaubserreichung ansprechen.“

„Um so besser, lieber Doktor! Sie kennen

also mein Elend. Ich habe bereits alle erdenklichen Mittel erschöpft, um Urlaub zu erhalten. Ich habe alle möglichen Krankheiten gehabt!"

„Wir mußten sogar schon zu Wiederholungen greifen!" warf Balsamus mit Humor ein.

„Wenn Sie in meiner Haut stäken, lieber Doktor, würde Ihnen der Witz gewiß ausgehen!" seufzte der junge Mann indignirt. „Denken Sie, was mir passirt. Ich hatte schriftlich mit meiner theuern Aurelie ausgemacht, daß ich in den letzten Faschingstagen hinauskommen würde. Ich schwur ihr mein Erscheinen sogar zu. Der Fasching neigt sich dem Kulminationspunkte zu, ich stehe immer noch rathlos da, nicht im Reinen, wie mein Urlaubsgesuch zu motiviren. Ein Urlaub im Februar hat seine Schwierigkeiten, da es leider noch keine Eis- und Schneekuren giebt, und wenige Aerzte geneigt sind, die Februarluft als die zur Restaurirung leidender Körper geeignetste zu einem Landaufenthalte zu empfehlen. Indem ich so hin und her sinne, kommt mir ein Kapitalgedanke. Wenn man einen todtkranken Vater zu Hause hat, kann einem der Urlaub nicht abgeschlagen werden, denke ich, und setze mich alsbald hin, mein Gesuch in

dieſer Richtung zu ſtyliſiren. Ich führe alle Phraſen in's Gefecht, die das Herz eines Amtsvorſtandes rühren können, ich ſchildere meinen Vater auf dem Sterbebette, wie er die Arme nach ſeinem Sohne ausſtreckt, um ihn noch einmal an ſein Herz zu drücken — mein Geſuch iſt tadellos, es müßte ein Herz von Stein erbarmen. Ich überreiche es, die Auſpizien ſind äußerſt günſtig, der Amtsvorſtand, ein ſehr humaner Mann, kommt voll Theilnahme ſogar ſelbſt zu mir auf das Bureau, um mir ſein Beileid zu bezeigen — da — während ich ihm noch meine Angſt ſchildere, ob ich den Vater noch am Leben finden werde, tritt dieſer ſelbſt, geſund und rüſtig, ein. Denken Sie ſich meine Situation. Ich vermag ſie nicht zu ſchildern. Der Amtsvorſtand nimmt mit einigen mißtrauiſchen Hm! — Hm's Notiz von der unerwarteten Wiedergeneſung meines Vaters, wünſcht mir Glück, daß ich einer anſtrengenden Winterreiſe überhoben ſei, und läßt mich niedergeſchmettert wie ein erntereifes Feld, welches der Hagel niedermähte, meinem Vater gegenüber ſtehen, dem ich Rechenſchaft über das Vorgefallene geben muß."

Der junge Mann hielt erschöpft inne und sog, um sich zu erholen, das Aroma seines duftenden Taschentuches in vollen Zügen ein.

„Ich bedaure Sie herzlich, Verehrtester, aber wie kann ich da helfen?“ fragte der Doktor ruhig. „Ich kann Ihren Vater doch nicht scheintodt machen und Ihnen darüber ein Zeugniß ausstellen?“

„Ihr Scherz tödtet mich!“ stöhnte der junge Mann. „Sie werden doch einsehen, daß ich das meiner Aurelie gegebene Wort halten und unter allen Umständen hinaus muß! Ich muß den Urlaub erobern! Und ich habe die Sache schon eingeleitet. Ich habe im Bureau fallen lassen, daß ich fürchterlich an erfrornen Zehen leide und daß mir Aerzte nur in einer energischen Schneekur den Weg der Rettung prophezeit haben. Ich habe das drohende Gespenst eines Brandes der großen Zehe heraufbeschworen — vollenden Sie nun das Werk, Doktor! Lassen Sie meine Zehe in einem so gefahrdrohenden Zustande figuriren, daß nur eine Schneelawine, die darauf gestürzt wird, den endlichen Brand zu bannen vermag. Dazu die Nothwendigkeit einer häuslichen Be-

handlung und Pflege — gänzlicher Ruhe und Enthaltsamkeit von allen geistigen Anstrengungen — kurz, retten Sie mich, Doktor, ein Königreich für ein Zeugniß!“

Aureliens glühender und urlaubsdurstiger Verehrer nahm nun eben das Königreich nicht im buchstäblichen Sinne, sondern hielt es nur für synonym mit einer Fünfthalernote, die er zur Anfeurung aus seiner Brieftasche zog und nachlässig auf den Schreibtisch des Doktors schleuderte.

Die Papierrakete verfehlte ihre Wirkung auf Balsamus nicht. Der pitoyable Zustand der großen Zehe fand an ihm einen beredten Schilderer und wir wollen im Interesse Aureliens hoffen, daß der Urlaubskandidat vor seinem Amtsvorstande nicht den Stiefel ausziehen und seine große Zehe einer Lustrirung unterziehen mußte.

II.

Während Herr Doktor Balsamus auf die eben geschilderte Art, ohne eine eigentliche Praxis auszuüben, ein recht artiges Sümmchen aus seinen Visiten herausordinirte, machte sich seine Gattin auf den Weg, um ihr mütterliches Herz wo möglich zu erleichtern. Durch mehre enge Gassen lenkte sie ihre Schritte einem gut gelegenen Platze und — auf diesem angekommen — einem neugebauten Hause zu, welches sich vor den Nachbargebäuden namentlich dadurch auszeichnete, daß zwischen dem Thorportal und den Fenstern des ersten Stockwerkes eine kolossale Tafel schwebte, auf welcher mit Riesenlettern der einzige Name „Wasservogel" stand. Dieser Name war weit und breit so gut gekannt, daß er keine weitere Charakterbezeichnung nöthig hatte. „Wasservogel" schlechtweg genügte — es gab nur einen Wasservogel in der Stadt und wohl auch im ganzen Lande.

Eine elegante, mit Teppichen ausgelegte Treppe führte nach dem ersten Stockwerke, in welchem Wasservogel sechs fein eingerichtete Zimmer inne

hatte. Die Doktorin Balsamus horchte, als sie an Wasservogels Arbeitszimmer vorüberging, und da sie in demselben ein lebhaftes Zwiegespräch zu vernehmen glaubte, so mochte sie den Doktor nicht stören und zog es vor, zunächst ihre Schwester, die Frau Wasservogel, aufzusuchen.

In dem Arbeitszimmer des Doktors ging es inzwischen sehr lebhaft zu. Dunkelrothe Sammtvorhänge dämpfen in dem eleganten Salon das Tageslicht; ein in moderner französischer Blumenmalerei prangendes Sopha von sechs fauteilartigen Sesseln umgeben, nimmt die Hauptwandseite ein, während gegen die Mitte des Zimmers hin ein mit violettem Tuch überzogener Balzac steht, von zwei Lehnstühlen umgeben. Dem goldumrahmten hohen Spiegel gegenüber steht ein eigenthümlich konstruirter Sessel mit hoher, schmaler Kirchstuhllehne. Der Sessel ist mit grünem Sammt überzogen und bestimmt, die Patienten aufzunehmen.

Aber in dem Augenblicke, wo uns der Einblick in Wasservogels Ordinationssalon vergönnt ist, steht dieses wichtige Möbel nicht an seinem gewöhnlichen Platze, sondern befindet sich vielmehr in den Händen eines wild und verstört aus-

sehenden Mannes, der es über seinem Kopfe wie eine Waffe schwingt und dabei mit donnernder Stimme ruft:

„Ha, ich weiß Alles — ich bin nicht betäubt, mein Herr! Glauben Sie nicht, daß mich Ihr Chloroform um mein bischen Verstand gebracht hat. Ich kenne Sie — ich kenne Sie sehr gut — Sie sind der Doktor Wasservogel und ich weiß auch recht gut, was Sie wollen — einen Zahn wollen Sie mir ziehen — ha, ha, einen Zahn — aber ich lasse mir keinen Zahn ziehen, — ich trug mein Leben durch tausend Bühnenschlachten, aber einen Zahn lasse ich mir nicht ziehen!"

Und der Mann nahm eine imponirende, heroische Stellung an und bewegte den Sammtsessel zu seinen Häupten mit einer Gewandtheit und Plastik der Attituden, als ob er Held Ingomar wäre und die Keule schwänge im Walde der Tektosagen. Dabei funkelte das schwarze Auge, das Haar sträubte sich wie ein Wald feiner Dolche in die Höhe, jede Muskel des Gesichtes zuckte und arbeitete, die Adern der Stirn schwollen zu Sehnen. Der Doktor stand gleichmüthig bei seinem Operationstische und wartete den Verlauf des

Deliriums ab. Aber er mochte noch so lange warten, die Betäubung stellte sich nicht ein und der Paroxismus endete damit, daß der Patient zu voller Vernunft kam, den Lehnstuhl wieder auf den Boden stellte, sich in denselben warf und müde die Worte hinwarf:

„Narkotisiren Sie mich noch einmal, Doktor!"

„Das thue ich nicht, mein Herr!" opponirte Wasservogel entschieden. „Sie haben ein Naturell, welches dem Aether einen merkwürdigen Stumpfsinn entgegenstellt. Wenn ich Sie von Neuem ätherisirte, wäre die Folge nur, daß Sie abermals toben und sich wie ein Wahnwitziger geberden würden. Was würde aus meinem ärztlichen Rufe, wenn ich Ihnen in diesem Zustande halber Betäubung und halben Wahnsinns unter Anwendung der äußersten Zwangsmaßregeln den Zahn risse, und unglücklich risse? Nein, — ich riskire es nicht! Sie sind ein bekannter Schauspieler, eine Stadtnotabilität, passirt mir mit Ihnen ein Unglück, so ruft die ganze Stadt Zeter über mich, die Kinder werden es sich auf der Straße erzählen, daß der Wasservogel ein Pfuscher ist, und ich kann meinen Salon

schließen! Darum ohne Chloroform, wenn Sie wollen!"

„Ich danke Ihnen!" rief der Schauspieler wüthend, nahm seinen Hut, warf zwei Thaler auf den Tisch und stürzte davon.

„Ein entsetzlicher Mensch!" murmelte ihm der Zahnarzt nach. „Eine Rabies hat er entwickelt, wie sie mir bei meiner Praxis noch nicht vorgekommen ist!"

Ein eleganter junger Mann, der in seiner zierlichen Toilette, in seinen steifen Vatermördern und Manchetten, in seinem nobelthuenden Blicke und namentlich in seinem steten Schielen nach den Lackstiefeln, welches nur zuweilen durch ein liebevolles Kokettiren mit dem schwarzen Schnurrbartanfluge unterbrochen wurde, einen echten Vollblut-Commis repräsentirte, riß den Doktor bald aus seiner verdrießlichen Stimmung.

„Habe ich die Ehre, mit Herrn Doktor Wasservogel zu sprechen?"

„Was gibt's?" fragte Wasservogel etwas barsch, da er seiner üblen Laune nicht so rasch Herr werden konnte.

Der Commis maß den Sprecher mit einem

majestätischen Blicke und entgegnete dann mit ziemlich arroganter Grandezza:

„Nichts gibts! Ich bin der Bevollmächtigte der Kunsthandlung Simon Walderode selige Wittwe und habe den Auftrag, Sie um eine Partie der Wasservogelzahntinktur zu ersuchen!"

„Ah so!" dehnte der Doktor gefällig lächelnd, und der Weg einer besseren Stimmung war bereits angebahnt. „Die Firma Walderode selige Wittwe gehört zu meinen besten Kunden! Schon damals, als sie noch nicht selig war — ich meine nämlich nicht die Firma und auch nicht die Wittwe, sondern Herrn Walderode, den ursprünglichen Träger der Firma, trug sie zu dem Aufschwunge meiner Zahntinktur viel bei! In besonderer Anerkennung dieser Dienste, die mir das Haus Walderode erwies, wäre ich auch geneigt, dasselbe königlich zu belohnen. Wollen Sie dem Chef des Hauses die Eröffnung machen, daß ich entschlossen bin, den Selbstverlag meiner Zahntinktur aufzugeben und mein Recept gänzlich zu verkaufen. Wenn die Firma Walderode auf die vollständige Acquisition meines Universalmittels reflektirt, so mag sie mir eine entsprechende Offerte machen!"

Der Commis verneigte sich und bemerkte:

„Ich zweifle nicht, daß unser Haus Ihren Antrag mit beiden Händen ergreifen wird! Die Wasservogelzahntinktur ist ja unser gangbarster Artikel. Unter drei Kunden, die in den Laden treten, verlangen immer zwei die Tinktur. Der Musik- und Bilderverlag muß sich verstecken gegenüber dem ungeheuren Absatz, dessen sich die Tinktur zu erfreuen hat. Die Leute warten nicht erst ab, bis sie zu Hause sind — im Laden machen sie von der Zahntinktur Gebrauch. Oft stürzt ein Kunde wie wüthend in das Gewölbe, und schreit, die Hand auf seine Wange gepreßt: Sie sollen eine Zahntinktur führen, die Wunder wirkt, — her mit ihr! — Mit der artigsten Miene von der Welt präsentire ich dem halb Rasenden das Fläschchen nebst der Gebrauchsanweisung und helfe ihm auf sein Ersuchen den Zahnnerv mit der Flüssigkeit tränken. Nicht wahr, das hilft gleich? frage ich ihn zuversichtlich, er denkt einen Augenblick nach und sagt dann glücklich: „Sie haben Recht, der Schmerz hat etwas nachgelassen!“ Selig stürzt er fort, um am folgenden Tage wiederzukommen und ein neues Fläschchen zu

kaufen, das wieder für einige Minuten Wunder wirkt!“

„Ja, ja, daran erkenne ich meine Zahntinktur!“ schmunzelte der Doktor. „Kalmirend wirkt sie, die Wasservogeltinktur, aber sie hat mich auch ein schmähliches Geld gekostet! Ihr Haus findet, wenn es mir das Recept abkauft, Alles bereits im besten Gange. Die Welt kennt schon die Wasservogelzahntinktur und braucht nur alle Monate einmal durch ein Inserat auf sie aufmerksam gemacht zu werden. Aber ehe ich ihre Einbürgerung durchsetzte, mußte ich einen Herkuleskampf kämpfen. Wie der Ritter Georg mit dem Lindwurme focht, so mußte ich erst drei, vier andere Zahntinkturen todtmachen. Endlich nach unsäglichen Mühen blieb ich Sieger, weil ich den letzten Gulden auf Inserate gab und den größten Lärm schlug. Die Wasservogeltinktur war im Flor — nun kamen die falschen Wasservogeltinkturen, die wie Pilze aus der Erde schossen und leidenschaftlich und mit großem Geldaufwande bekämpft werden mußten! O mein Herr, wenn Ihr Haus den Schatz an sich bringt, weiß es nicht, was er den Schatzgräber kostet! Nun trägt

die Tinktur allerdings ihre gute Rente, und ich würde die Selbsterzeugung auch nicht auflassen, wenn sie nicht mit so vielen Details und steter Kocherei verbunden wäre. Die Bestellungen haben sich im letzten Jahre so gehäuft, daß mein ganzes Haus eine einzige Tinkturküche wurde, und ich, wenn das so fort ginge, genöthigt wäre, in meinem Operationssalon eine Herdfiliale zu errichten. Darum will ich mich lieber mit einer mäßigen Abfindungssumme begnügen und die Sache losschlagen!"

„Sehr wohl!" bemerkte der Commis. „Wären Sie vielleicht geneigt, unserem Hause einige Daten über die Erzeugungskosten der Tinktur zukommen zulassen, damit wir eine Basis für unsere Berechnungen hätten und wüßten, wie weit wir uns einlassen können?"

„O mit Vergnügen! die Wasservogeltinktur kommt erstaunlich billig. Eine Maß stellen Sie für zwei Gulden her — die Maß gibt vierundzwanzig Fläschchen zu dreißig Kreuzern, macht zwölf Gulden, bleiben zehn Gulden Bruttogewinn. Rechnen Sie nun Inserate und Kommissionsspesen pro Maß auf fünf Gulden, so haben

Sie einen Nettogewinn von fünf Gulden pro Maß!“

„Ich werde mein Haus darnach instruiren, und bitte einstweilen, uns bis morgen Mittag zweihundert Fläschchen zukommen zu lassen. Das Konsum auf dem Lande steigt rapid, wir können mit dem Einpacken nicht fertig werden. Auf eine Polka verschicken wir immer zehn Wasservogelzahntinkturfläschchen!“

Der Commis empfahl sich.

Aber der Doktor blieb nicht lange allein. Ein behäbig aussehender Mann trat bald in das Zimmer und stellte sich als den Verlagsbuchhändler Rüppel aus Luntershausen vor.

„Rüppel aus Luntershausen?“ wiederholte Wasservogel nachdenklich. „Habe nicht die Ehre, die Firma zu kennen, obwohl ich mit Luntershausen im lebhaftesten Geschäftsverkehr stehe. Herr Küfler in Luntershausen ist mein Verleger!“

„Ist mir alles sehr wohl bekannt!“ entgegnete der Besuch verbindlich. „Und eben weil ich die Verhältnisse genau kenne, habe ich mir die Freiheit genommen, Sie aufzusuchen. Sie müssen wissen, daß ich bei meinem bisherigen Verlage,

so weit er in den medicinischen Rayon fiel, vornehmlich den Kopf berücksichtigte und nebenbei in Rheumatismus und Gicht machte. Mit dem Schriftsteller, der mir den Kopf bearbeitete, hatte ich aber entschiedenes Unglück. Er strich die Honorare in Vorhinein ein und schrieb wenig, und zuletzt stellte es sich noch heraus, daß er gar kein Doktordiplom besaß und seinem Stande nach nichts weiter als ein Rasirer war. Die Sache kam in die Journale, es entstand ein Skandal daraus, kurz mein Kopfverlag war verloren, kein Mensch kaufte mehr meine Bücher über den Kopfschmerz, seine Arten, seine Erkenntniß und Behandlung. In Rheumatismus war auch nicht viel zu machen, die Rheumatismusketten hatten den Boden unterhöhlt und führten da das große Wort. Die Leute kauften lieber Ketten als Bücher, weil sie ihnen reeller schienen, und meine rheumatischen und gichtischen Bücher wurden Makulatur. Da gewahrte ich die glänzenden Geschäfte, welche Kollege Küfler mit dem Zahnverlage machte; der getödtete Zahnnerv — das Zahnfleisch und seine Behandlung — kein Zahnschmerz mehr — sämmtlich schätzbare Werke aus Ihrer Feder, machten

in Deutschland wahrhaft Furore. Man riß sich um dieselben, und Küfler wurde ein reicher Mann. Aber Sie, verehrter Herr Doktor, kamen dabei zu kurz. Wenn Küfler mit ihnen über eine Auflage von dreitausend abschloß, so druckte er sechstausend Exemplare und tödtete sechstausend Mal zu Ihrem Nachtheile den Zahnnerv. Das konnte ich als ehrlicher Mann nicht länger mit ansehen, ich beschloß, Sie aufzusuchen, Sie aufzuklären und Sie in Ihrem eigenen Interesse zu ersuchen, fortan mir Ihr Vertrauen zu schenken. Ich werde mich von nun an ausschließlich auf den Zahnverlag werfen. Der Zahnschmerz ist der gräßlichste aller Schmerzen, und für den Verleger und Schriftsteller also auch der dankbarste. Ich kaufe Ihnen das Eigenthumsrecht Ihrer bisherigen Zahnwerke ab, und will mit Ihnen die vortheilhaftesten Verträge bezüglich weiterer Zukunftswerke in dieser Richtung abschließen. Wenn Sie auf meinen Antrag reflektiren, so können wir die Sache heut Abend bei einer Flasche Chablis weiter besprechen, zu der ich Sie freundlich einlade!"

Wasservogel gab einen zustimmenden Bescheid und Herr Rüppel empfahl sich. Die Stunde, in

welcher der Doktor Besuche empfing, war zu Ende, und er begab sich in die inneren Gemächer, um seine Frau zu besuchen, bei welcher er Frau Balsamus antraf.

Von dem Augenblicke an, wo Wasservogel sein Arbeitszimmer verließ, war er ein ganz anderer Mann. Alles, was an Charlatanismus an ihm gewesen, fiel von ihm ab; als der gemüthlichste, liebenswürdigste Mann trat er in den stillen Kreis seiner Familie.

Diesmal ging er sofort auf Frau Balsamus zu, ergriff ihre beiden Hände und sagte mit herzlicher Theilnahme:

„Wie bedauere ich Sie, liebe Schwägerin! Obwohl ich für Leontinen schon lange und sehr fürchtete, hätte ich doch einen solchen Ausgang nicht erwartet. Und ich komme immer wieder auf den Gedanken zurück, ob Sie nicht zu vorschnell handelten, als Sie zu dem letzten Mittel griffen."

„Mein Gatte bestand darauf — er meinte, es könne ein Unglück geschehen, das er nicht verantworten wolle!" entgegnete Frau Balsamus weinend, und theilte dann dem Doktor mit, wie sie zu ihm gekommen sei, um von ihm Aufschlüsse

über das räthselhafte Wesen Leontinens und über der letzteren Verhältniß zu Andermann zu erhalten.

Wasservogel dachte einen Augenblick ernst nach und sagte dann:

„Ich bin Ihnen Offenheit und Wahrheit schuldig, liebe Schwägerin, und ich will sie Ihnen geben. Die Lage ist zu ernst, als daß ich mit etwas hinter dem Berge halten sollte. Es ist nicht viel, was ich weiß, aber das Wenige soll Ihnen nicht vorenthalten werden. Vielleicht wird es Ihnen insofern Trost gewähren, als Sie daraus gleich mir die Vermuthung abstrahiren, das Leontine wohl sehr leidend, selbst seelenleidend, aber doch nicht zerrüttet in der Seele sei, und daß das, was Sie für Tobsucht nahmen, Resultat eines eigenthümlichen Nervenzustandes sei, der in seinem Kulminationspunkte jene drohende Haltung annahm, die Sie zu dem Gedanken an das Aeußerste führte!“

„Wollte Gott, daß Sie wahr sprächen!“ schluchzte die Frau auflebend.

„Es hat seine Richtigkeit,“ fuhr der Doktor ernst fort, nachdem er der Schwägerin gegenüber

Platz genommen, „daß Leontine Ferdinand Andermann liebt. Ich weiß das seit mehreren Jahren, aber leider weiß ich auch, daß diese Liebe keine wechselseitige ist. Das wird Sie bekümmern, Schwägerin, aber ich fühle mich verpflichtet, Ihnen nichts zu verschweigen. Hätte ich eine ähnliche Katastrophe geahnt, hätte ich wohl schon früher gesprochen. Aber ich glaubte immer, die Sache werde sich machen, und so mochte ich Ihren Seelenfrieden nicht stören. Andermann selbst sagte einmal vor ungefähr drei Jahren zu mir: Ich fürchte, Leontinen nicht gleichgültig zu sein — ich muß trachten, das Haus des Balsamus so rasch als möglich zu räumen. — Als ich ihn fragte, ob er Leontinen nicht wieder gut sein könne, zuckte er fast traurig mit den Achseln und sagte kein Wort. Es mußte sich inzwischen nicht thun lassen, daß er Euer Haus so rasch verließ, als er sich dies vorgenommen — ich glaube, Balsamus sprach ihm zu und ließ ihn nicht gehen; da, kurz zuvor ehe er doch endlich ging, weil Leontine so herangewachsen war, daß sie füglich keinen Lehrer mehr nöthig hatte, sagte er eines Tages zu mir: Ich hätte mich von Balsamus nicht halten lassen

und damals fortgehen sollen, als ich es zum erstenmal wollte. Es ist gestern etwas zwischen mir und Leontine vorgefallen, was dem Mädchen noch schweren Kummer machen kann. Ich möchte mir selbst die rechte Hand abhauen, wenn ich daran denke! —

„Ich drang in ihn mir zu vertrauen, was sich ereignet habe. Er widerstand einen Augenblick, dann sagte er: „Ich saß wie gewöhnlich neben Leontinen; meine Unterrichtsstunden hatten sich längst in Lesestunden umgewandelt; wir lasen Dichter und ich spielte nur mehr die Rolle des Erläuterers. Eines Tages las Leontine eben ein wunderherrliches Gedicht, sie hielt das Buch in der Hand und indem ihre Auge über die reizenden Zeilen hinglitt, gerieth es in ein ungewöhnliches Feuer; draußen lag die Abendröthe über dem Horizonte, stahl sich ungesehen in das Gemach und lag mit einemmale wie ein rosiger Flor auf dem Gesichte des Mädchens. Ich sah die feinen, sonst so blassen Züge in schimmernder Verklärung, ein Gefühl beschlich mich, von dem ich mir keine Rechenschaft zu geben wußte, unwillkürlich streckte ich meinen rechten Arm aus, erfaßte

mit ihm Leontinen, drückte sie an meine Brust und einen Kuß auf ihre Lippen — aber da war auch der Zauber schon hin, ich bedeckte meine Augen, taumelte in die Höhe und floh wie Kain, der seinen Bruder erschlagen. Ich hatte ja etwas Aehnliches gethan — ich hatte den Frieden, das stille, harmlos glückliche Leben einer Menschenseele gebrochen. Leontine mußte glauben, daß ich sie liebe — und wenn ich mich zurückzog, annehmen, daß sie betrogen sei, daß ich mich meiner Liebe wieder entschlagen. Ich hatte nicht den Muth, ihr zu sagen: was ich that, war nur das Werk einer poetischen, mir selbst unbewußten Aufwallung — verzeihen Sie mir, ich liebe Sie nicht! — So blieb die Sache auf sich beruhen. Vierzehn Tage darauf verließ Andermann Euer Haus, um es nicht wieder zu betreten. Zwischen ihm und Leontinen wurde nichts gesprochen, was auf jenen Auftritt Bezug gehabt hätte.

„Auf jene unglückselige Scene läßt sich wohl das ganze Leid und aller Jammer Leontinens zurückführen. Hätte sich jene Scene nicht ereignet, Leontine würde vielleicht ihre Liebe zu Ferdinand eingedämmt und bewältigt haben. So wie die

Sachen aber jetzt lagen, mußte bei Leontinens sensitivem Wesen sich etwas Schlimmes daraus entwickeln.

„Andermann gab mir auf meine neuerliche Frage, ob er denn durchaus nicht im Stande sei, Leontinen zu lieben, keine andere Antwort, als jenes melancholische, stumme Achselzucken, das er mir schon vor Jahresfrist in dieser Beziehung entgegengesetzt.

„Andermann nahm damals die erledigte Prosektorstelle an. Leontine aber wurde von Tag zu Tag stiller und trauriger. Sie kam häufig zu uns und setzte sich immer an's Fenster. Anfangs legte ich kein Gewicht darauf. Als ihre Besuche aber regelmäßiger, endlich zu täglichen wurden und sich immer auf dieselbe Zeit einschränkten, sie auch immer ihren Platz am Fenster einnahm, wurde ich aufmerksam, und bald machte ich die Entdeckung, daß Andermann regelmäßig um diese Zeit durch unsere Straße zu gehen pflegte. Wohin er ging, weiß ich nicht. Er sah nie zu unseren Fenstern empor, er wußte offenbar nicht, daß Leontine da war. Auch bemerkte ich bald, daß diese es sogar ängstlich vermied gesehen zu

werden. Denn sie blieb nur so lange am Fenster, bis sie Ferdinand am Eingange der Straße auftauchen gewahrte. Kaum hatte sie ihn erblickt, verließ sie brüsk das Fenster, setzte sich an das Piano, blickte eine Weile in die Noten, ohne zu spielen, starr und gedankenlos, wie es schien, erhob sich dann rasch, nahm Hut und Shawl und ging fort. Wenn ich ihr nachging, was ich zuweilen that, überzeugte ich mich immer, daß sie geraden Wegs nach Hause ging.

„Dabei wurde sie immer stiller, immer menschenscheuer, immer störrischer und eigensinniger. Endlich sprach sie nichts mehr, grüßte nicht, wenn sie kam, sondern setzte sich stumm an das Fenster und lauerte da. Einmal blieb er aus. Sie wartete so lange, bis sie annehmen zu können glaubte, daß er nicht mehr vorbeikommen dürfte. Dann ging sie, ohne eine besondere Aufregung zu verrathen. Am folgenden Tage kam sie wieder — er aber kam nicht vorüber; dasselbe Warten, dasselbe gleichgiltige Gehen. So ging es fort, mehrere Tage, mehrere Wochen. Ich wußte, warum Ferdinand nicht vorbeikam. Zuerst war er auf's Land zu seinen Eltern gegangen, dann war er

leidend zurückgekehrt und hütete noch das Zimmer.

„Endlich einmal — es mochten sechs Wochen verflossen sein, seit Andermann unsichtbar geworden — saß Leontine wieder am Fenster, wie gewöhnlich und lugte nach ihm aus. Sie schien ruhig wie gewöhnlich, aber in ihrer Brust mußte es arbeiten und gähren. Alles das, was ihr armes Herz so schwer drückte, mußte auf einmal und mit Sturmesgewalt sie erfassen, wozu wohl auch die täglich sich steigernde Spannung bezüglich seines Erscheinens und die darauf folgende Enttäuschung das Ihrige beitragen mochte. Kurz die Katastrophe trat auf wahrhaft erschreckende Art ein.

„In dem Moment, wo Leontine das Fenster verlassen wollte, an dem sie wieder fruchtlos auf sein Kommen geharrt, stieß sie einen gellenden Schrei aus, sank nieder und wälzte sich nun in entsetzlichen Krämpfen, während ein ohrenzerreißender Schrei nach dem andern ihr entfuhr. Dazwischen tobte sie wie eine Wahnwitzige und drohte zu zerreißen, was in ihr Bereich kam, so daß wir, die wir uns mit der Armen beschäftig-

ten, dies förmlich unter steter Lebensgefahr thaten. Ich stand rathlos da — sollte ich zu Ihnen laufen, um Sie von dem Zustande ihrer Tochter in Kenntniß zu setzen? Ich hielt den Anfall Leontinens für einen Nervenparoxismus, der vorübergehen würde. Wozu Ihnen dann Kummer machen, wozu Ihnen das Leidensleben Leontinens erschließen, das, einmal erschaut und erkannt, Sie unglücklich machen mußte gleich Leontinen? Auch einen fremden Arzt mochte ich nicht holen — ich bedachte mich, ehe ich Familiengeheimnisse der Oeffentlichkeit überantwortete. Da kam mir ein Gedanke, ich weiß nicht wie ich auf ihn verfiel, aber ich dachte plötzlich: Wie, wenn Andermann helfen könnte?

„Ich überließ die Tobende den Händen meiner Frau und dem Mädchen, und stürzte fort. Die Prosektur ist nicht weit. Ich finde Andermann zu Hause und so hergestellt, daß er ausgehen kann. Ich theile ihm mit, was vorgegangen und bitte ihn, mit mir zu gehen.

„Deine Anwesenheit als ärztlicher Beistand wird mich beruhigen, sagte ich zu ihm, denn ich habe Vertrauen zu Deinen Kenntnissen — und

dann ist Leontinens Zustand von einer Art, daß Du vielleicht als gewesener Irrenarzt berufen bist, ihn zu rekognosciren!

„Armes Mädchen! — sagte Andermann in bedauerndem Tone und folgte mir ohne Widerrede.

„Wir liefen mehr als wir gingen; wer aber beschreibt mein Erstaunen, als ich, in meinem Hause angekommen, Alles still und ruhig finde. In dem Augenblicke noch, da wir in die Hausflur getreten waren, hatten wir einen gellenden, markerschütternden Schrei gehört — und nun diese Todtenstille. Leise nähern wir uns dem Zimmer, in welchem wir die Patientin wußten, aber auf der Schwelle steht meine Frau und winkt uns, mit dem Finger auf der Lippe uns Stillschweigen empfehlend, zurück. Wir treten in das benachbarte Gemach und harren eine Viertelstunde lang, ohne daß sich in dem Zimmer, in welchem sich die Kranke befindet, etwas regte. Endlich kommt meine Frau und sagt: Sie schläft — es ist doch seltsam, was da vorgegangen ist! Leontine befindet sich im wildesten Paroxismus, ein Schrei folgt dem andern, da plötzlich, es mag in dem Augenblicke gewesen sein, wo Ihr in das Haus

tratet, setzt sie sich auf, nimmt eine horchende Stellung an, faßt mich bei der Hand und sagt mit einem glücklichen Lächeln leise zu mir: „„Er ist's — er kommt!““ Darauf wird sie still und verfällt endlich in einen tiefen Schlaf, in welchem das Lächeln nicht von ihrem Antlitze weicht und sie nur von Zeit zu Zeit kaum hörbar flüstert: „„Er ist da!““

„Nennen Sie diese Erscheinung wie Sie wollen,“ fuhr Wasservogel nach einer kleinen Pause fort, „suchen Sie dieselbe zu erklären wie Sie können, sie bleibt immer auffallend. Es muß etwas wie magnetischer Rapport zwischen Leontinen und Andermann bestehen, wie sonst hätte Leontine so bestimmt wissen können, daß er komme, da sie doch von seinem Erscheinen nicht die geringste natürliche Ahnung hatte? Und wie hätte dieses sein Kommen, ohne daß sie ihn sah, auf ihre Nerven so kalmirend wirken können?

„Aus ihrem langen Schlafe erwachend, hatte Leontine keine Ahnung von dem Vorgefallenen und fühlte sich so gestärkt, daß sie in meiner Begleitung nach Hause gehen konnte.

„Diese erschütternde Scene blieb übrigens nicht

vereinzelt. Sie wiederholte sich noch einmal bei mir. Meine Frau hatte Gesellschaft und Leontine, die zufällig zu Besuch kam, mußte ungeachtet ihres lebhaften Widerstrebens sich mit zum Kaffeetische setzen. Eine der anwesenden Damen war, von der Sachlage nicht in Kenntniß, so unglücklich, im Verlaufe des Gespräches eines Gerüchtes zu erwähnen, welches Ferdinand in eine Liaison mit einer jungen Wittwe verwickelt wissen wollte. Ich blickte in dem Augenblicke, wo das unglückliche Wort, das ich nicht zu verhindern vermocht, ausgesprochen wurde, auf Leontine und sah sie am ganzen Leibe zittern. Doch hielt sie an sich, bis sich die Gesellschaft verloren hatte. Aber kaum sah sie sich allein, so kam der Anfall; ich wußte wieder nichts Klügeres zu thun, als zu Andermann zu eilen und ihn zu bitten, zu mir zu kommen. Und als er mir folgte, wiederholte sich wieder die eigenthümliche Erscheinung von früher. Leontine ging in dem Moment, wo Andermann auf die Stiege trat, aus ihrem alterirten Zustande in eine tiefe Ruhe über, und wieder bezeichneten die Worte: „Er ist da — er kommt!“ den Uebergangsmoment.

„Andermann verschwand auch diesmal, ohne daß ihn Leontine gesehen hätte. Diese wurde aber seither noch menschenscheuer und mied uns und unser Haus ganz. Das unbedachte Wort jener Frau, welches Andermann ein Liebesverhältniß zumuthete, schien sie gründlich zurückgeschreckt zu haben."

Wasservogel schwieg und Frau Balsamus, die ihm aufmerksam und oft mit Thränen in den Augen zugehört hatte, sagte nach einer Pause:

„Hätten Sie mich von Leontinens Zustand rechtzeitig in Kenntniß gesetzt, so hätte ich meinen Gatten über denselben aufklären und verhindern können, daß er Leontinen der Anstalt überlieferte, die ihr unter solchen Umständen keine Dienste wird leisten können! Denn der Anfall, der uns für den Verstand unseres armen Kindes fürchten ließ, scheint vollkommen gleichartig mit den beiden, die Sie an ihr wahrgenommen!"

„Ich sehe, daß ich Unrecht daran that, zu schweigen, liebe Schwägerin; doch will ich nach Kräften suchen gut zu machen. Zunächst werde ich Leontinen im Irrenhause besuchen. Ich werde mit ihr sprechen, ich werde sie sorgfältig

beobachten, und lassen Sie es von dieser Unterredung abhängen, ob Leontine in der Anstalt bleiben, oder unverweilt in Ihr Haus zurückkehren soll. Morgen früh gehe ich zu ihr — bis dahin fassen und trösten Sie sich, Schwägerin!"

Frau Balsamus ging wohl immer noch schwer bekümmert, aber doch in etwas erleichtert von dannen.

III.

„Alles für morgen hergerichtet, Stanislaus?"

„Alles, die schwarzseidenen Unaussprechlichen, das weiße Gillet, Alles ist im tadellosesten Zustande, praeclare."

„Du greifst Deine Titel zu hoch, guter Stanislaus! Vergiß nicht, daß ich heut' noch Kandidat bin, und erst morgen laurea condecoratus erscheinen werde. Also ziemt mir vorerst noch Bescheidenheit!"

„Zu Befehl, doctissime!"

„So ist's recht — heut noch doctissimus — morgen erst praeclarus!"

„Atque spectabilis!“

„Ja, ja!“ lächelte der junge Mann, der mit dem alten Stanislaus das Zwiegespräch hielt. „Aber wir dürfen über dem Morgen das Heute nicht vergessen. Wie steht's im Saal? Haben wir heute einen starken Einlauf gehabt?“

„Nur zwei Objekte, clarissime! Einen Alten, dem die Wassersucht das Lebenslicht ausgeblasen, und eine arme an der Schwindsucht Gestorbene. An dem Alten, der zuerst auf die Tafel mußte, hat sich auch schon Studiosus Saltarius gemacht, derselbe, der nie vom Sezirtische wegzubringen ist. Er hat sich schon eines Fußes bemächtigt, um ihn zu seinem Privatvergnügen zu verarbeiten!“

„Gönne ihm doch die Freude, Stanislaus! Er ist auf gutem Wege. Ein Bursche, der über einem Kadaver nicht das feinste Essen vergißt, wird nie ein tüchtiger Anatom!“

Während der junge Mann so sprach, hatte er seine Toilette vollendet, und war dahin gekommen, daß er seinem Haarstege einen genialen Schwung gab, so daß dieser in einer Wellenlinie den Hinterkopf hinabfiel, welche einem salonlichen Ursprunge alle Ehre gemacht hätte.

„Wo haben Sie die Bartpomade, Stanislaus?“ fragte der junge Mann sich im Spiegel beschauend. „Man muß der Welt auch einige Concessionen machen; sie braucht es nicht gleich zu riechen, daß wir es spät und früh mit Leichen zu thun haben. Also, Stanislaus, die Bartpomade!“

„Hier ist sie, spectabilis!“ sagte der Anatomiediener.

Die Toilette war beendet, mit dem Hute auf dem Kopfe rief der Prosektor den Diener nun an, ihm mit dem Wachsstocke über die Stiege das Geleit zugeben.

Die Beiden schritten aus der kleinen Wohnung des Prosektors nach dem Sezirsaal, einem runden, großen, von Bänken eingefaßten Raume, in dessen Mitte mehre große eiserne Tischtafeln auf massiven Gestellen angebracht waren. Jede dieser länglich schmalen Tafeln hatte ihre Besetzung. Auf der einen lag der Rumpf eines Kindes, auf der anderen der armlose Leichnam eines Greises. Alle Altersstufen hatten sich auf dieser ehernen, unter der Berührung der Hand wiederhallenden Tafeln ein stummes, schauerliches Rendezvous gegeben und harrten der Hände, die sie in die minutiösesten

Details zerlegen sollten, um aus den Theilen das harmonische Ganze zu erklären und zu erkennen. Diese Leichenstätten waren von den Errungenschaften der Wissenschaft eingerahmt. Da glänzten die Präparate, deren Werth Zehntausende aufwog. Da waren Piecen, mit dem freien Auge kaum wahrnehmbar, und doch hatte ihre Herstellung dem Manne der Wissenschaft jahrelang zu schaffen gemacht. Dazwischen blähten sich interessante Mißgeburten im Weingeiste, und war das Leben des Menschen vom ersten Tage seines Werdens belauscht und von der Wissenschaft illustrirt. Durch diesen geheimnißvollen Raum huschte die Gestalt des jungen Mannes und bald darauf kehrte der Anatomiediener allein zurück, schwankte, den Wachsstock in der Hand, einen Augenblick, ob er sich in sein an den Sezirsaal anstoßendes Kämmerchen begeben oder sich in der Wohnung des Prosektors etwas zu schaffen machen sollte. Endlich entschied er sich für das Letztere, denn er hatte so manche geheimnißvolle Vorbereitung für den Promotionstag zu treffen. Und in Folge dieser Vorbereitungen sah es am folgenden Morgen gar festlich aus in des Prosektors kleiner Stube.

Auf dem Tische stand in einem kleinen Wasserglase ein Miniaturblumenstrauß, den der gute Stanislaus mit so liebevollen Blicken betrachtete, daß man keinen Augenblick darüber im Zweifel sein konnte, von wem der Strauß herrühre. Stanislaus selbst sah ungewöhnlich fein und sauber aus. Er hatte einen schwarzen Frack angethan, der wahrscheinlich einige dreißig Jahre zurückdatirte und dessen lange und schmale Schwalbenschwanzschöße mit ihren äußersten Spitzen die Knie berührten. Frack und Beinkleid waren wahrhaft glänzend — das Gewebe der abgeschobenen Fäden schimmerte wie ein Spiegel. Ein weißes Halstuch, welches an seiner schmalsten Stelle eine acht Zoll breite Fläche aufwies und eine ditto Weste, die bis über den Bauch hinabreichte, vervollständigten die Festtoilette des wackern Anatomiedieners, der mit wunderbarer Rührigkeit im Zimmer herumwirthschaftete und jedes Stäubchen von den seidenen Strümpfen und Hosen seines Prinzipals fern hielt.

„Stanislaus!“ sagte Andermann und nahm den Strauß in die Hand.

„Befehlen, spectabilis!“

„Sie haben mich da überrascht, als ob ich ein Bräutigam wäre!“

„Das sind Sie auch clarissime!“ beeilte sich der geschmeichelte Anatomiekustos eifrig zu erwiedern. „Sie sind ein Bräutigam der Wissenschaft, der Sie heute vermählt werden in aula magna durch den Kuß des Rektors! Ich sage Ihnen, doctissime, der Mensch kann mehrmal Bräutigam, aber nur einmal Doktor werden. Er kann sich fünfmal verheirathen, wenn er Glück hat und mit Gewalt die Hölle auf Erden haben will, aber er kann nur einmal promoviren! Es gibt sonach keinen feierlicheren Tag in dem Leben eines Mannes als den seiner Promotion! Und celeberrimus sind der achte Prosektor, dessen Promotion ich zu assistiren die Ehre habe!“

„Gib mir Deine Hand, altes bemooftes Haupt!“ sagte Andermann gerührt und schüttelte die schwielige Hand des alten Mannes, der sich in großer Aufregung befand.

Ueber den jungen Mann kam es jetzt, als er an das Fenster trat und auf die noch stille Straße hinaussah, wie eine Welt von Gedanken.

Ein Promotionsmorgen! Der alte Stanis-

laus hatte recht, es ist etwas Eigenes um einen solchen Tag, an welchem jahrelanges Mühen und Streben seine Abgrenzung, seinen Lorbeer findet! Da denkt man wohl zurück an die Knabenspiele und die kleinen Sorgen des Jünglingsalters und vergegenwärtigt sich den stolzen Blick des Vaters, der entzückt über des Kindes besondere Gelehrigkeit zu demselben sagt: „Junge, du mußt Doktor werden!“ Und auch das Bild der alten Mutter löst sich los aus dem Schreine der Vergangenheit, und die Thräne wird wieder lebendig unter der großen runden Brille, wenn das Söhnchen mit dem ersten Prämienbuche in scharlachrothem Einbande daher kömmt.

Dann kommen die heißeren Tage der Prüfungsschlachten; wie eine wilde Jagd brausen sie hin, und eine jede schleppt eine Reihe geopferter schlafloser Nächte mit sich. Und all' die Mühen des Erwerbens, die Stunden, in denen der Jüngling sein Brod aß im herben Schweiße des Pädagogenthums, tauchen empor und wie ein Ring reiht sich Jahr an Jahr, Sorge an Sorge, Erfolg an Erfolg, bis endlich langsam und feierlich der letzte, große heranrückt — die güldene Kette,

die unter Paukenfanfaren der Rektor Magnifikus um den Hals des Kandidaten schlingt.

Ein Augenblick ernsten Nachdenkens war es, den Ferdinand der Vergangenheit widmete. Dann fuhr er sich still lächelnd über die Stirn, griff nach den Schuhen mit den blank geputzten metallenen Schnallen, über welchen breite, schwarzseidene Rosetten prangten und sagte:

„Sie müssen mir schon heute als Kammerdiener aushelfen, Stanislaus!“

„Es ist mir eine Ehre, clarissime!“ versicherte der Diener, hauchte noch einmal auf die Schnallen, über deren blanke Fläche er dann mit seinem Frackärmel wegfuhr, was von seltenem Aufopferungsmuthe Zeugniß ablegte, und bemerkte:

„Aber die Strümpfe, Doctissime, die Strümpfe! Sie passen Ihnen nicht ganz! Ist das ein Kreuz! Einen halben Tag habe ich bei dem Pedell, der ein ganzes Lager von Utensilien unterhält, wie solche bei Promotionsakten von den Herren Candidaten für die Dauer zweier Stunden benöthigt werden, nach einem passenden Paare herumgesucht und habe endlich doch etwas Unrechtes erwischt,

die Seide dehnt sich und clarissimus haben — haben so zu sagen — eine dünne Wade."

„Aengstigen Sie sich nicht wegen meiner Wade, Stanislaus!" lächelte der Kandidat. „Etwas Watte wird es auch thun! Wir modernen Kandidaten sind ein schwaches Pygmäengeschlecht — die Strümpfe und Fräcke, welche der Pedell im Vorrathe hält, sind noch auf Doktorenvollblutleiber aus dem vorigen Jahrhunderte berechnet!"

„Wahr, wahr!" seufzte Stanislaus. „Wollen celeberrimus nicht den Degen umschnallen? So — und jetzt den Frack zuknöpfen — o der unglückselige Frack, der ist das strickte Gegentheil des Strumpfes! Man könnte sagen: Zu viel Strumpf und zu wenig Frack, wenn das nicht gegen den Respekt wäre und so zu sagen eine Injurie involvirte!"

„Heute nehme ich nichts übel, Stanislaus!" lachte Ferdinand und bemühte sich, den engen Frack vorn zu schließen. Der Anatomiediener reichte ihm den dreieckigen Hut.

„Sie haben doch nicht auf die goldene Kette vergessen?" fragte Ferdinand.

„Ohne Sorgen, consultissime!“ entgegnete Stanislaus mit Stolz. „Die goldene Kette liegt auf dem Katheder, in welchem der Rektor Magnifikus sitzt! Dem Goldarbeiter, von dem ich sie entlehnte, habe ich vierzig Gulden Kaution zurückgelassen, die Kette wiegt acht Dukaten! Auf die Kette vergessen — ich — eine Promotion ohne Kette — und unter meinen Auspicien — o — o — o — Sie thun mir weh, clarrissime!“

„Heute darfst auch Du mir nichts übelnehmen, altes Haus!“ tröstete Ferdinand den Alten, der noch eine Weile fortgrollte.

„Wir haben erst acht Uhr und der Wagen ist auf halb Neun bestellt,“ sagte Andermann auf die Uhr sehend, „also noch Zeit vollauf zur Sammlung!“

Dem Kandidaten sollte die Zeit nicht lang werden. Er hatte noch nicht ausgesprochen, als schon die Thüre aufging und auf der Schwelle Doktor Balsamus sichtbar wurde. Der Doktor sah ziemlich verstört aus und sagte hastig:

„Bitte, Herr Andermann, entschuldigen Sie, daß ich zu so ungelegener Zeit hier einbreche und

Sie störe! Ich wollte, es geschähe nur, um Ihnen zu gratuliren!"

Andermann entfärbte sich leicht, als er des Doktors ansichtig wurde.

„Ich wußte, der Tag sollte nicht ohne Wermuth vorübergehen!" sagte er in sich hinein und bat Balsamus einzutreten.

„Ich komme meines Kindes wegen!" sagte Balsamus, ohne sich zu setzen. „Ich weiß nicht, ob Sie den Krankheitszustand meines Kindes kennen — es scheint eine lebhafte Nervenirritation zu Grunde zu liegen. Ich mißverstand, durch einen Ausbruch erschreckt, den Charakter der Krankheit und brachte mein armes Kind, um möglichem Unglück vorzubeugen, in die Irrenanstalt."

„In die Irrenanstalt!" wiederholte Ferdinand dumpf und tonlos.

„Ja, in die Irrenanstalt! Ermessen Sie meinen Schmerz, den Kummer und den Kampf eines Vaters, der sich zu einem so extremen Schritte mit blutendem Herzen entschließt!"

„Armer Mann!" sagte der Kandidat unwillkürlich.

„Das geschah vor acht Tagen. Seither er-

hielt ich von meinem Schwager, dem Doktor Wasservogel, einige Aufklärungen. Wasservogel besuchte auch meine Tochter in der Anstalt. Diese sprach ganz vernünftig mit ihm, beklagte sich, daß man sie für irrsinnig halte, während sie doch ganz gesund sei, und bat um Gottes Willen und fast auf den Knien, ich möge sie wieder zu mir nehmen, sie wolle wieder ein folgsames gutes Kind werden und mir keinen Kummer mehr machen! Auf dieses hin fuhr ich in die Anstalt, befragte den Leiter und die Aerzte, und keiner von ihnen wollte eine Spur geistiger Zerrüttung an meinem Kinde wahrgenommen haben. Sie hatte sich die ganze Zeit über ganz vernünftig und anständig geberdet, der einzige Akt, der auffiel, war der, daß sie noch an dem nämlichen Tage, an welchem sie in die Anstalt gebracht wurde, einen der Doktoren bat, ihr einen Brief zu bestellen und daß sich das dem Sekundär als Brief überreichte Papier bei genauerer Besichtigung als eine Promotionskarte auswies, in deren Besitz mein Kind auf eine unbegreifliche Weise kam."

„Es war meine Promotionskarte!" sagte Andermann.

Der Doktor machte eine bejahende Kopfbewegung und fragte dann verwundert:

„Woher wissen Sie das?“

„Ich habe vor einigen Tagen das Irrenhaus, in welchem ich zwei Jahre hindurch als Volontär thätig gewesen, wieder einmal besucht. Einer der Aerzte, mit dem ich besonders befreundet bin, nahm mich bei Seite und sagte zu mir: ich muß Dir etwas mittheilen, lieber Freund: vorgestern hat man ein junges Mädchen hierhergebracht, das ihrem Benehmen und ihrer Toilette nach den besseren Ständen anzugehören scheint. Als ich bei der heutigen Visite zu ihr komme, bittet sie mich mit gefalteten Händen, ihr einen Brief zu besorgen. Du kennst das, lieber Freund, von Deiner Praxis her und weißt, wie viele hundert Briefe der Irrenarzt wöchentlich von seinen Patienten zur Bestellung erhält, die nie aus diesem Gebäude herauskommen und eine der interessantesten Registraturen der Welt abgeben. Du kannst Dir also vorstellen, mit welcher Gleichgiltigkeit ich den Brief von dem Mädchen übernahm. Aber wie erstaunte ich, als ich das mir überreichte Papier ansah und fand, daß es kein Brief sei, sondern Deine Promotionskarte! —

Ich nahm die Karte zu mir und brauchte gar nicht erst zu fragen, wie das Mädchen heiße, aus dessen Hand sie gekommen."

Balsamus hatte mit großer Theilnahme zugehört und sagte nun:

„Die Aerzte setzten mir keinen Widerstand entgegen, als ich ihnen meine Absicht erklärte, Leontine wieder mit mir fortzunehmen. Ich habe mein Kind also wieder. Sie schien in der That etwas gefügiger werden zu wollen, als früher. Leontine aß wieder etwas, offenbar aus Angst, daß man sie sonst wieder nach dem Irrenhause bringen könnte. Ich hielt sie für einigermaßen beruhigt, bis sie heute Morgens um sechs Uhr aufstand, sorgfältige Toilette machte und mit Entschiedenheit erklärte, sie habe um neun Uhr einen wichtigen Gang. Ich erinnerte mich sofort, daß heute der Tag sei, an dem Sie promovirt würden. Ich zweifelte also keinen Augenblick, wohin Leontine wollte und versuchte ihr das Vorhaben auszureden. Hierüber gerieth sie in eine solche Heftigkeit, daß sich nach einer Weile wieder jener unglückselige Zustand einstellte, der mich schon einmal so erschreckt und den auch Schwager Wasser-

vogel zweimal bei Leontinen wahrgenommen. Ich weiß nicht, was ich von dem Mittel denken soll, das Wasservogel gegen diesen Zustand in Anwendung brachte, aber Sie sehen, bester Andermann, einen schwer bekümmerten Vater vor sich, dessen einziges Kind zu Hause zwischen Leben und Tod schwebt, ich weiß nicht, ob ich Sie bitten darf, mit mir zukommen!"

„Gehen wir!" sagte Andermann rasch entschlossen. „Vielleicht hilft mein Kommen wieder. Aber Sie sehen mein Costum — wir müssen fahren. Stanislaus, sehen Sie nach, ob der Fiaker schon da ist, wo nicht, so besorgen Sie rasch einen anderen!"

„Ich habe glücklicherweise noch eine Viertelstunde Zeit!" wandte sich Ferdinand zu Balsamus, nachdem Stanislaus verschwunden war.

„Das genügt!" rief Balsamus getröstet. „Ich danke Ihnen herzlich!" Und der gebeugte Vater schüttelte Andermanns Hand herzlich.

Andermann gab des Doktors Hand nicht frei, sondern dieselbe festhaltend, sagte er mit bewegter Stimme:

„Richten Sie mich nicht zu streng wegen des

Jammers, den ich willenlos und fast unwissentlich über Ihr armes Kind gebracht!"

„Ich klage Sie gar nicht an!" rief Balsamus, mit seinen Thränen kämpfend. „Ich sehe so ziemlich klar in der Sache und habe die Ueberzeugung, daß Ihr Schuldtheil ein sehr, sehr geringer ist! Hier hat eben ein böser Stern gewaltet. Das Verhängniß trat dazwischen. Ich hätte Sie nicht halten sollen, als Sie vor drei Jahren in der richtigen Vorahnung der drohenden Gefahr als ein ehrlicher Mann aus meinem Hause scheiden wollten. Die Schuld ist also vor Allem und hauptsächlich mein. Weßwegen auch könnte ich Ihnen zürnen? Weil Sie mein Kind verschmähen? Das finde ich natürlich! Dem Mediziner gehört die Welt, wenn er frei und ledig in dieselbe hinaustritt und seinen Theil von ihr fordert! Sich mit dem Doktorhute zugleich ein Weib nehmen, heißt so viel, als sich selbst in's Grab legen bei lebendigem Leibe! Ich weiß das, denn ich habe es an mir selbst erfahren!"

„Es ist nicht allein das!" sagte Ferdinand dumpf.

In diesem Augenblicke trat Stanislaus mit der Meldung herein, daß der Fiaker bereit stehe.

„Gehen wir!“ sagte Andermann und nahm den Doktor unter den Arm.

Eine halbe Stunde später rollte vor dem Universitätsgebäude ein Wagen vor, aus welchem ein junger Mann mit bleichem Gesichte sprang. Die Trompeten und Pauken, welche in der Hausflur ihr Hauptquartier aufgeschlagen hatten, empfingen den Ankömmling, der degenumgürtet, den dreieckigen Hut unter dem Arme, die Treppe hinaufeilte, mit einem gewaltigen Tusche.

Die Leute, welche vorübergingen, blieben stehen und blickten neugierig aus, die Nachbarschaft aber verhielt sich ganz apathisch. Höchstens, daß ein Kaufmann, der seinen Kunden eben im Laden einige Ellen Kattun zumaß, gleichgiltig zu denselben sagte: „Da wird wieder ein junger Mensch promovirt! Es ist doch schrecklich, welche Menge Doktoren da täglich wie aus der Erde wachsen. Jeden Tag gibt es Trompeten und Pauken!“

Der gute Mann bedachte nicht, daß es eine ganz natürliche Sache ist, daß man, wenn man neben dem Promotionssaale sein Detailgeschäft hat, die Trompeten und Paukenfanfaren aller Dok-

toren des ganzen Landes mit in den Kauf nehmen muß.

In der Hausflur standen einige Dutzend Musensöhne mit Heften unter dem Arme, Stöcken in der Hand, Brillen auf der Nase und mit sehr langen blonden Haaren und sehr dünnen Bartanfängen, und machten ehrerbietig Spalier, um den Doktoranden hindurch zu lassen. Diese eben einem Kollegiensaale entquollenen Musenjünger faßten das Trompetengeschmetter und das Paukengetön von einem ganz anderen, höheren Gesichtspunkte auf, als der Modewaarenhändler.

„Bis wir da mit Hut und Degen hinaufschreiten und die Trompeten und Pauken uns entgegenschmettern werden!“ sagte einer mit Begeisterung und versenkte sich ganz in den Genuß jener glänzenden Zukunftsstunde, die ihm menschlicher Berechnung zufolge erst in einem Jahrzehend schlagen konnte. Und wie denn im Leben die Ironie immer abkühlend neben der Begeisterung geht, warf ein Kommiliton trocken hin:

„Wer weiß, ob das Rokokokostüm noch im Schwunge sein wird, wenn wir promoviren! Vielleicht schreiten wir im modernen Fracke, mit Lack-

stiefeln und Vatermördern, den Cylinder am Kopfe, die Ehrentreppe hinan, ohne Trompeten und Paukenklang!"

Dem Trompeten- und Degenbegeisterten war diese Erwiderung offenbar unwillkommen und er schwieg schwermüthig.

Und wieder wirbelten die Pauken und schmetterten die Trompeten.

Der Promotor fuhr vor und wurde von dem Kandidaten an der Treppe empfangen.

Und allmälig kamen die Freunde des Doktoranden, schüttelten ihm die Hand und wurden von ihm in den Saal geleitet, der sich mit reizenden Frauen und Mädchen füllte.

Auf den Seiten nahmen die Doktoren Platz, ernste, gewiegte Männer, die sich vielleicht beim Anblick dieser bunten Gesellschaft in die Tage ihrer Jugend zurückversetzt fühlten, wo auch sie an derselben Stelle eine nicht minder glänzende Gesellschaft um sich sahen, deren Mittelpunkt sie waren.

Und von den Wänden des Riesensaales blickten die Fürsten in langer Reihe ernst nieder, von dem edlen Herrscher angefangen, der die Universität gegründet, bis herab zu dem, der als lebender Mäcen

sie noch schützte in jugendlicher Kraft. Dazwischen wehten die alten Universitäts- und Studentenfahnen, leise von dem Winde bewegt, der durch einige halbgeöffnete Fenster strich. Gar manche dieser ehrwürdigen Trophäen war durch blutige Schlachten gegangen und dann zum ewigen Andenken hier aufgesteckt worden, um im faltigen Wurfe die würdigen Gesichter der alten Universitätsrektoren zu umranken, welche in düstern Porträten die Wand schmückten.

Und wieder Trompetengeschmetter und Paukengetön. Der Rektor erklomm die Treppe, der Pedell trat in seinem scharlachenen Talare mit dem Universitätsscepter aus seiner Stube hervor, trat dem Zuge, der sich ordnete, voran, und mitten durch den gefüllten Saal schritt der Held des Tages hin, viel beneidet und viel angeblickt mitunter von schönen Augen und über ihm wehten die alten Fahnen, und schienen die ehrwürdigen Rektoren in ihren alterthümlichen, zum Theil selbst ritterlichen Gewändern dem jungen Kandidaten Grüße zuzuwinken.

Und noch einmal schmetterten die Trompeten und wirbelten die Pauken, als der Rektor dem

Kandidaten die goldene Kette um den Hals hängte, ihm den Ring an den Finger steckte, ihn mit lauter, die Räume durchhallender Stimme „Doktor“ nannte und ihm den Bruderkuß auf die Wange drückte.

Und in dem Lärm der Trompeten und Pauken erstarb der Schrei eines Mädchens, welches in den hintersten Reihen stand und ohnmächtig, wie sie zusammengesunken war, von einem ältlichen Herrn erfaßt, aus dem Saale und in den Wagen getragen wurde.

Das traurige Intermezzo wurde eben nur von den Nahestehenden wahrgenommen.

Eine Dame, die den Auftritt beobachtet hatte, sagte zu ihrer Nachbarin: „Der Mann wird Glück haben — wenn es bei einer Hochzeit schneit und bei einer Promotion eine Dame in Ohnmacht fällt, so bedeutet das dort eine glückliche, geldgesegnete Ehe, hier eine schöne und einträgliche Praxis!“

„Die Arme!“ entgegnete die Nachbarin. „Vielleicht war es eine verschmähte Geliebte, die der Ruhm ihres Angebeteten in Verzweiflung und Ohnmacht trieb! Der Umstand, daß sie so weit zurückstand, scheint dafür zu sprechen. Personen,

die man gern sieht, placirt man etwas mehr vorn!"

Die Konversation hatte ein Ende, denn die Damen mußten den neugeschaffenen Doktor mustern, der eben nach geendeter Ceremonie dem Rektor das Ehrengeleite bis zur Treppe gab und dann die Glückwünsche seiner Freunde in Empfang nahm.

Und wie der Katzenjammer nach dem Champagnerrausche, so trat nun das gewöhnliche Leben wieder in seine Rechte.

Der Goldarbeiter kam, um die Kette in Empfang zu nehmen, der Pedell verlangte seinen Frack, seinen Degen und seinen Hut, auf welche bereits für den folgenden Tag ein anderer Kandidat abonnirt war; die Trompeter und Paukenschläger, welche eben noch fanfarirt und jubilirt hatten, was das Zeug hielt, streckten ihre Hände aus, und verlangten ihren Liedlohn. Und der Quästor der Universität überreichte die saldirte Note über das Honorar für die Benutzung des Promotionssaales und über den Betrag, den der neue Doktor als Relutum für das früher übliche Doktoratsfestmahl zahlen mußte.

IV.

„Nun mein lieber Andermann, werden Sie denn ewig Ihren Leichen treu bleiben?“ fragte kurz nach der Promotion ein junger eleganter Mann unsern Doktor, indem er ihn traulich unter den Arm nahm.

„Für einige Zeit werde ich mich wohl noch an meine lieben Todten halten!“ entgegnete der Gefragte mit einem leichten Lächeln. „Der Verkehr mit denselben hat etwas außerordentlich Verführerisches und Fesselndes, besonders für Jemanden, dem die Wahrheit über Alles geht. Die Todten haben mich noch nie getäuscht — kann ich dasselbe den Lebenden nachrühmen? Wie schwer hält uns der Athmende Stich, wie unsicher ist bei ihm die Diagnose! Zu dem Todten treten Sie mit Ihrem Messer ruhig heran und wissen unverzüglich, woran Sie sind! Und das ist viel werth in dieser übertünchten Welt, wo selbst die Kranken noch Komödie spielen und die Heilkünstler mit den Kranken, und der Vorhang erst fällt, wenn der Athem versagt.“

„Ich sehe, lieber Freund, Sie schwärmen für

die Todten!“ warf der Andere ein; „aber ich fürchte, Ihre Carrière wird darunter leiden! Sie werden sich so in das Seziren hinein verbeißen, daß Sie an dem Kuriren endlich keinen Geschmack finden werden. Jedenfalls aber werden Sie, wenn Sie einmal aus Ihrem Todtenschlafe erwachen, viel zu alt sein, um dann noch Ihren Weg zu machen. Die Damen sind auf junge Aerzte kaprizirt, lieber Freund, und die Jugend kann nur durch ein einziges Surrogat, durch die Berühmtheit, ersetzt werden!“

Andermann machte eine leichte abwehrende Bewegung und sagte:

„Ueber die medicinische Carrière habe ich meine eigenen Ansichten, lieber Doktor Ringelshain! Ich glaube, der Zufall erweist sich als treuester Verbündeter, der mehr vermag, als alles systematische, als alles schlauberechnete Vorgehen und Haschen nach Ruf und Namen. Ich denke, die Zeiten kommen von selbst, wo der Ruf an den Mann ergeht: jetzt mußt du eintreten mit deiner ganzen, mit deiner besten Kraft! Und auf eine solche Mahnung des Schicksals warte ich, lieber Freund! Was mich von meinen Todten

weglocken könnte, wäre eine gewaltige Epidemie. Wenn der Würgengel durch die Reihen der Menschen schreitet und sie dezimirt, wenn die Aerzte am Krankenbette hinfallen als Opfer ihrer heiligen Kunst: dann haben die Todten ihr Recht verloren und den Lebenden muß geholfen werden. Dann folge ich der Vorladung, welche die Vorsehung an mich richtet und stelle mich in die Reihen derer, die zum Helfen bestimmt sind, und wäre es auch nur, um selbst zu fallen!"

Doktor Ringelshain setzte der mit einem leichten Anfluge von Begeisterung gesprochenen Rede des Freundes ein spöttisches Lächeln entgegen, welches er durch die trockene Bemerkung ergänzte:

„Ich bedauere, lieber Freund, daß wir in diesem Punkte so grundverschiedener Ansicht sind. Sie nehmen die Medicin als einen heiligen Beruf, ich als ein Mittel, durch dieselbe mein Glück zu machen. Ihnen ist's um das Wirken, mir um den Erfolg zu thun. Sie kommen mir vor wie der Freiwillige, der in das Heer tritt, um für das Vaterland zu sterben, weil ein alter, klassischer Spruch diesem Tode die Signatur aufdrückt: Dulce est pro patria mori. Ich dagegen be-

trachte mich als den Rekruten, der sich anwerben läßt, weil er hofft, seine Patrontasche werde eben diejenige sein, in welcher der Marschallstab steckt! Wir werden nun sehen, wen von uns das Schicksal begünstigt, zu wem es sagen wird: Du bist mein Lieblingskind, an dem ich Gefallen habe! Mein Doktordiplom ist nicht um vieles älter als das Ihrige. Wir sind gleichsam von demselben Datum. Ich habe meine Dispositionen bereits getroffen, um in möglichst kurzer Zeit ein berühmter Arzt zu werden!"

„Ich bemerke etwas davon!" meinte Andermann, den aufrichtigen Freund mit einem flüchtigen Blicke streifend. „Sie haben sich das schwarze Haar etwas länger wachsen lassen, als es die Dandy's sonst wohl zu tragen pflegen. Sie sehen ganz genial aus."

„Lachen Sie nur, auch die Aeußerlichkeiten gehören zum Handwerk!"

„Daran habe ich nie gezweifelt!" meinte Andermann. „Zum Handwerk gewiß — aber ob zur Kunst? Doch richtig — Handwerk und Kunst könnten ja eben unserer principiellen Disharmonie zu passenden Schlagwörtern dienen! Ich, mein

lieber Freund, würde, wenn ich zu prakticiren anfinge, ganz klein und unscheinbar auftreten. Vor allem würde ich nie in der Hauptstadt anfangen. Die Städte sind glücklich — wenn man das überhaupt ein Glück nennen kann — sie sind mit Aerzten überschwemmt. Aber das Land ist schlimm daran! Am Lande ist ein meilenweiter Rayon der Diskretion eines einzigen Arztes anheimgestellt — da wäre ein Boden, auf dem sich medicinische Lorbeeren pflücken ließen!"

„Wahr, wahr — Ehre genug! Aber ich halte es mit Ponsard: Geld und Ehre! Und das kann mir nur eine große Stadt geben! Ich habe auch schon meinen Feldzug eröffnet, und zwar auf eine Art, daß Sie mir wenigstens die Anerkennung nicht werden streitig machen können, ich bemühe mich wirklich im Dienste der leidenden Menschheit. Sehen Sie hier meine Wohnung, bei der wir eben angelangt sind! Gefällt Ihnen ihre Lage?"

„Ich fürchte, sie ist für Ihre Zwecke sehr unglücklich gewählt! Nebenan wohnt ja der Doktor Lieberzeit, der einen großen Ruf und eine blühende Praxis hat! Wie können Sie hoffen, neben dem zur Geltung zu kommen?"

„Ei deswegen bin ich eben hierher gezogen! Auf Doktor Liebezeit spekulire ich! Er ist ein recht tüchtiger Arzt, aber er ist verheirathet! Das sagt Ihnen Alles! Vor einigen Tagen erging um zwei Uhr Nachts ein dringender Ruf an ihn — aber die Partei, die ihn holte, fiel in die Hände seiner Frau, welche aus lauter Besorgniß für die Gesundheit ihres Mannes die Nachtkunden abfängt. Mein Mann ist selbst sehr leidend und es hat sich eben ein wohlthätiger Schweiß eingestellt — er darf nicht ausgehen! Mit diesem Bescheide wurde die beistandsuchende Partei entlassen, und dieselbe stand nun rathlos in der Straße und wußte nicht, wohin sich zu wenden, um einen Doktor für die schwererkrankte Herrschaft herbeizuschaffen. Ich erfuhr die Geschichte und mein Entschluß war alsbald gefaßt. Von nun an sollen die Leute, welche in der Nacht bei Doktor Lieberzeit abgespeist werden, ein Asyl bei mir finden! Oberhalb meiner Hausthür brennt die ganze Nacht eine Lampe von farbigem Glas, welche neben der Aufschrift: Doktor Ringelshain den tröstenden Wink in transparenten Lettern enthält: Ist zu jeder Nachtstunde bereit Hilfe zu

ſpenden! Auf dieſe Art treffe ich zwei Fliegen mit einem Schlage. Ich werbe Kunden, denn wer mich einmal in der Nacht bereit und am Platze gefunden, ihm zu dienen, läßt mich ſchon aus Dankbarkeit für die Zukunft nicht fahren. Zugleich aber erhalte ich den Ruf eines ſich aufopfernden Arztes. Die Leute werden bald ſagen: Das muß man dem Doktor Ringelshain nachſagen, er bemüht ſich außerordentlich; in ſeinen Augen beſteht kein Unterſchied zwiſchen Tag und Nacht, während ſich der Doktor Lieberzeit erſt zehnmal bitten läßt ehe er einmal in der Nacht kommt? Und die, ſo das hören werden, werden ſagen: Ei, da müſſen wir uns den Doktor Ringelshain anmerken, man kann oft in die Lage kommen, zur Nachtzeit ſchnelle Hilfe zu brauchen! Kurz, mein Ruf iſt im Wachſen, und mein Säckel fährt nicht ſchlecht dabei, denn eine Nachtviſite muß mir doch wenigſtens dreimal ſo hoch angerechnet werden, als ein Beſuch am Tage, und mir iſt es ſo ziemlich gleichgiltig, ob ich am Tage oder bei Nacht ſchlafe."

Wenn ſich auch die beiden Freunde nunmehr trennten, ſo können wir uns doch nicht das

Vergnügen versagen, der weiteren Thätigkeit Doktor Ringelshains unsere Aufmerksamkeit zu schenken.

Der spekulirende Aeskulapjünger ließ es natürlich nicht bei den langen Haaren und bei dem Umstande bewenden, daß er dem Doktor Lieberzeit nächtliche Konkurrenz machte. Einem Arzte, der um jeden Preis Carrière machen will, muß wohl Alles daran gelegen sein, auch Tageskunden zu acquiriren. In der Verfolgung dieses natürlichen Strebens bereicherte er sämmtliche Tagesblätter der Hauptstadt mit einem stehenden Inserate, welches dem Publikum die Ordinationsstunde des Doktor Ringelshain täglich in frische Erinnerung brachte. Die Leute konnten kein Blatt in die Hand nehmen, ohne auf den Namen Ringelshain zu stoßen, der dadurch zu einem sehr bekannten Klange kam. Doktor Ringelshain sagte sich jedoch selbst, daß es die Inserate allein nicht thun würden. Man muß dem Publikum drastischere Sachen vor Augen führen. Eine Equipage übt einen unsagbaren Reiz aus. Ein Doktor, der eine Equipage hat, ist ein gemachter Mann. Wer ihn auf den seidenen Kissen liegend fahren

sieht, fühlt sich zu dem Gedanken gedrängt: „Der Mann muß eine enorme Praxis haben — wie könnte er sonst ein so schönes Fuhrwerk unterhalten!“ Und die Leute berechnen im Stillen die Heu-, Haber- und Stallkosten und rechnen sich so langsam in den Gedanken hinein, daß sie bei vorkommender Gelegenheit dem Doktor auch einen Beitrag zur Erhaltung seiner Equipage in Form eines ärztlichen Honorars wollen zukommen lassen. Die Eitelkeit, die den Menschen oft unvermerkt anklebt, trägt auch das Ihrige zu diesem Entschlusse bei.

„Wenn wir schon die Honorare für die Visiten zahlen sollen,“ denkt man, „warum sollen wir nicht lieber einen Doktor nehmen, der eine Equipage hält?“ Es hat doch ein eigenes Ansehen, wenn eine Equipage vor dem Hause hält und die Leute einander zuflüstern: das ist der Doktor, der zu der Partei im zweiten Stock hinaufgeht! Mit einer Equipage des Doktors steigt die Reputation des Hauses, welches sich von demselben behandeln läßt. Man hat bereits Beispiele, daß ein Haus, welches sich von einem fahrenden Doktor behandeln läßt, viel leichter Kredit in kritischer Lage

erhielt, als ein anderes, welches sich nur „cursiv“ behandeln ließ.

Alles dies wog Doktor Ringelshain sorgfältig ab, ehe er sich zu dem heroischen Entschlusse aufschwang, eine Equipage zu halten. Der „Für“ gab es gar viele, aber ein hartnäckiges „Wider“ waren die Finanzen. Die Anschaffung einer Equipage nebst Bespannung kostete mindestens fünfzehnhundert Gulden, und das war ein unerschwingliches Geld. Man mußte diese Klippe also umgehen und Doktor Ringelshain umging sie, indem er die Standplätze der Fiaker sorgfältig beging und nach einem besonders schönen und neuen Wagenexemplar ausschaute.

Als er ein solches erspäht hatte, das sich zugleich zweier recht hübscher und kräftiger Rappen zu rühmen hatte, leitete er mit dem Eigenthümer, der sich zugleich als Kutscher bei seinem Gespanne verwendete, die Unterhandlung ein, deren Resultat darin bestand, daß die Fiakernummer von dem offenen Wagen verschwand, daß der Kutscher anstatt seines Fiakerkostüms eine stattliche Livrée mit einem hochbordirten Hute anzog, während das Geschirr der Pferde

einen Aufputz durch einige blanke Stahlbeschläge erhielt.

Doktor Ringelshain sah sich im Akkordwege im Besitze einer stattlichen Equipage, die ihm vorläufig ein halbes Jahr zur Disposition stand. Ein halbes Jahr war aber eine Ewigkeit für einen geschickten Operateur. Vorläufig war die kleine Reihe der Patienten leicht abgefahren, selbst wenn man einem jeden zwei Besuche täglich octroyirte, was von einer besonderen Sorgsamkeit und Gewissenhaftigkeit zeugte und nebenbei auch die Rechnung vergrößerte. Die übrigen Stunden des Vormittags fuhr der Doktor planlos oder vielmehr planvoll in der Stadt herum. Er ließ keine Straße unbefahren, und wäre sie noch so eng und unansehnlich gewesen. Getreu dem Grundsatze, daß man auch das Kleine ehren müsse, und von der sehr vernünftigen Prämisse ausgehend, daß ein Wagen in einer bescheidenen Straße ein um so größeres Aufsehen machte, verhalf der Doktor auch solchen Gassen zur flüchtigen Bekanntschaft mit einer Equipage, welche bisher wohl noch keine Ahnung von einem solchen Möbel hatten.

Hier und da mußte aber doch angehalten werden; das geschah dann regelmäßig vor einem wenigstens dreistöckigen Hause; der Kutscher sprang vom Bocke, der bleiche Doktor aus dem Wagen; der letztere schritt, nachdem er sein Haar geschüttelt und auf seine goldene Ankeruhr gesehen, ungemein langsam die drei Treppen empor, dann dieselben wieder hinab, sah sich wohl auch im Hofraume um und eilte dann wieder seinem Wagen zu, indem er dem Kutscher laut zurief: „Anton, wir fahren jetzt zum Präsidenten von T...!“

Anton nickte gravitätisch, ein verschmitztes Lächeln unterdrückend, und der Wagen rasselte, von den Blicken Neugieriger verfolgt, dahin.

Für die Nachmittage hatte der Doktor einen anderen Operationsplan entworfen, dem sich jedenfalls nachsagen ließ, daß er das Angenehme mit dem Nützlichen verband. Er warf, sobald die schönere Jahreszeit heranrückte, sein Auge auf die beliebtesten Spazierorte der Stadt. Die Straßen, welche zu denselben führten, kultivirte er nun mit besonderer Vorliebe.

Mit genialer Nachlässigkeit sich in den Wagenkissen zurückbeugend, fuhr er die belebte Straße

eine halbe Stunde entlang und wer ihn sah, sagte gewiß:

„Der Doktor Ringelshain ist sicherlich zu einem Patienten auf eine Villa geholt worden! Der Mann muß schrecklich zu thun haben!“

Außerhalb des Bereiches menschlicher Blicke wurde der Wagen gewendet und die Pferde stürmten im scharfen Trabe der Stadt zu, so daß gewiß jeder, der diese rasende Eile gewahrte, die Bemerkung machte:

„Der Doktor Ringelshain muß Jemanden in der Stadt haben, der in den letzten Zügen liegt!“

So befuhr der Doktor an jedem schönen Nachmittag alle Straßen vor den Hauptthoren der Stadt, die er von Spaziergängern besonders belebt wußte und hatte neben dem Genusse frischer Luft noch das besondere Vergnügen, seinen Ruf steigen und die Zahl seiner wirklichen Patienten von Tag zu Tag zunehmen zu sehen.

Wenn die Tage besonders schön waren und sich unter seinen Patienten kein besonders gefährlich kranker befand, unternahm der kluge Doktor wohl auch eine kleine Eisenbahnfahrt über Land und sorgte dafür, daß sich die Nachricht in der

Stadt verbreite, er sei durch eine telegraphische Depesche zu einem Kranken in die Provinz gerufen worden. Ja, endlich las man sogar schwarz auf weiß in der Zeitung, Doktor Ringelshain habe durch den Telegraphen einen Ruf nach der Residenz erhalten, um seine Stimme an dem Krankenlager eines Geldfürsten in die Wagschale des Konsiliums zu werfen.

Parallel mit diesen Bestrebungen tauchten von Zeit zu Zeit Inserate folgenden Inhalts in den Journalen auf:

„Glühenden Dank meinem edlen Lebensretter! Durch eine hartnäckige Krankheit an den Rand des Grabes gebracht, hatte ich bereits von meiner Familie den letzten Abschied genommen, als die Vorsehung den berühmten Arzt Herrn Doktor Ringelshain an mein Sterbelager führte. Es war, als ob sein Kommen allein schon die Genesung bedingt hätte, die sich nun mit raschen Schritten einstellte, ohne daß ich das Wunder begriff. Es war eben eine geniale Erfassung meines Krankheitszustandes und eine treffliche Behandlung desselben, die mir das Leben wiedergab. Mit meiner Familie, die ihren Ernährer sich wieder gewonnen

sieht, bete ich täglich für das Heil des edlen Arztes Doktor Ringelshain."

Eine Danksagung jagte die andere, die eine war herzlich rührend, die zweite pathetisch, die dritte aristokratisch kurz. Für jeden Geschmack war gesorgt. So vielen schwarz auf weiß feststehenden Kuren der wunderbar glücklichsten Art gegenüber konnte man unmöglich gleichgiltig bleiben. Wer den Doktor Ringelshain noch nicht konsultirt, beeilte sich gewiß, dessen Bekanntschaft zu machen, indem er ihn entweder an das Krankenlager zitirte, oder das Glück ihn zu Rath ziehen zu können, durch ein halbstündiges Antichambriren in des Doktors Vorzimmer erkaufte. Der letztere sah sich bald in der Lage, seinen Fiaker entlassen und sich eine wirkliche Equipage anschaffen zu können, welche die Bewunderung aller Damen erregte. Schon konnte sich Doktor Ringelshain ob Mangels an Zeit nicht mehr damit befassen, alle möglichen Krankheiten zu kuriren. Er hob die einträglichsten Krankheitserscheinungen heraus und kündete sich als „Frauenarzt" par excellence an. Frauenarzt war ein Schlagwort für ein ungeheueres Gebiet, aus welchem die üppige Saat des Goldes dem

genialen Jünger Aeskulaps entgegensproßte. An das Krankenbett anderer Kranken trat Doktor Ringelshain nur mehr noch aus besonderer Gefälligkeit nach Zulaß der übrigen üppigen Praxis. Ob er sich noch immer mit gleicher Bereitwilligkeit zu nächtlicher Zeit zur Disposition stellte, wissen wir nicht genau. Gewiß ist, daß sich keine rothe Laterne mehr als Wegweiser oberhalb seiner Thür befand.

V.

„Was gibt es heute Neues, Stanislaus?“ fragte Doktor Andermann eines Tages, von einem nothwendigen Gange heimkehrend.

„Drei Leichen und ein Brief!“ lautete die lakonische Antwort.

„Die Leichen registriren Sie, Stanislaus, den Brief geben Sie her!“ sagte der junge Mann gleichmüthig und warf sich auf den Diwan. „Auch eine Cigarre können Sie mir anzünden, Stanislaus! Wenn ich Freundschaftsbriefe lese, rauche ich für mein Leben gern dabei! Ich denke dann

an das Ende aller Dinge, und wie zuletzt Alles in Rauch aufgeht, die Freundschaft nicht ausgenommen! Ja, ja, mein lieber Stanislaus, wenn man ein so reelles Geschäft treibt, wie ich, will man sich auch zuweilen metaphysischen Spekulationen hingeben! Ich bin nur begierig, wer mir da schreibt! Die Zahl meiner Korrespondenten ist eine so kleine, daß ich wirklich nicht weiß, wer das Porto daran gewagt hat, mir ein besonderes Vergnügen zu machen!"

So aufgeräumt und gesprächig auch Ferdinand gewesen, ehe er den Brief zu Gesicht bekommen, eben so still und melancholisch wurde er, als ihm Stanislaus das Billet mit einer Cigarre überreichte.

„Die Cigarre kannst Du selbst rauchen, Alter!" sagte er kurz, den Brief mit einem peinlichen Blicke streifend.

„Es ist also wohl kein Freundschaftsbrief, clarissime?" warf Stanislaus theilnehmend hin.

Der Doktor hörte ihn kaum. Sein Gesicht verdüsterte sich immer mehr, je länger er die Schriftzüge der Adresse in's Auge faßte.

„Was mag sie mir wieder mitzutheilen haben, daß sie zu so ungewöhnlicher Zeit schreibt?" sagte

er halblaut vor sich hin und langte mit Resignation nach dem Briefe. „Es sind doch kaum acht Tage, daß sie mir geschrieben hat — nun, in Gottes Namen!“

Es schien eines gewaltsamen Entschlusses zu bedürfen, ehe der Doktor sich zur Erbrechung des Siegels anschickte und die Operation selbst war von einem unwillkürlichen Seufzer begleitet. Nun sie aber geendet und das Siegel aufgerissen war, wurden die Zeilen rasch überflogen.

Es wird uns unmöglich, den Eindruck zu beschreiben, welchen der Brief auf Andermann machte. Ein fieberhaftes Leben schien den jungen Mann plötzlich zu durchglühen. Sein bleiches Gesicht röthete sich, seine Brust bewegte sich unter gewaltigen Athemzügen; was von schwermüthiger Resignation auf seiner Stirn gelegen, löste sich los, und ein auf diesem Gesichte nie gesehenes Freudenleuchten durchgeistigte jeden Zug und gab dem männlichen Antlitz einen eigenthümlich bewegten frischen Ausdruck. Und je öfter Ferdinand die Zeilen las, desto intensiver noch traten die Wirkungen der Lektüre hervor. Es war zuletzt als ob jede Muskel an seinem Körper in bis dahin

gewaltsam zurückgedämmtem Leben, in frischer Fröhlichkeit zucke, als ob ein neues Leben durch alle Nerven ihm plötzlich schösse. Selbst dem Anatomiediener entging die Veränderung nicht, welche so plötzlich und so unerwartet mit dem Doktor vorgegangen. Der gute Alte reichte ihm die angebrannte Cigarre, die er bisher immer noch unschlüssig und den Prosektor beobachtend in der Hand gehalten, ohne es zu wagen, dieselbe anzurauchen.

„Vielleicht wird die Cigarre jetzt gefällig sein, doctissime?“

Der Prosektor sagte nichts, sondern beschied den Diener nur mit einer ungestümen Handbewegung, das Zimmer zu verlassen.

Als er sich allein sah, sprang er auf und bewegte sich mit einer ihm bisher ganz fremden Beweglichkeit durch das Gemach. Es war ihm so leicht, so wunderbar frisch zu Sinn, als ob er ein ganzes bleiernes Dasein eben von sich geschüttelt hätte. Er murmelte laute, stürmische Worte vor sich hin, lächelte dazu, blieb wieder stehen, wie um nachzudenken und setzte sich dann wieder in rapide Bewegung.

Endlich blieb er vor dem Tische stehen, auf welchem der Brief lag. Es wurde etwas stiller in ihm. Der erste Sturm der offenbar freudigen Aufregung war verrauscht und es senkte sich eine gewisse Weihe über sein Antlitz, als er mit leicht zitternder Hand das Billet nahm und mit bewegter, merkbar bebender Stimme die ersten zusammenhängenden Worte sprach:

„Steht es nicht geschrieben: Es werde Licht, und siehe, es ward Licht?"

Der junge Mann dachte nach, lange und ernst. Und dabei war es, als ob sich seine Augen näßten. Und mitten durch den feuchten, schimmernden Flor derselben lächelte er wieder.

Dann, nachdem er sich mit der Hand über die Stirn gefahren und noch einmal jubelnd aufgeschrieen: „Und es soll Licht sein überall und an allen Orten, in mir und außer mir!" wandte er sich rasch und rief:

„Stanislaus, mein Alter!"

„Befehlen spectabilis?" fragte der Diener im Eintreten.

„Meinen schwarzen Frack, Stanislaus, mein schwarzes Beinkleid, mein weißes Gilet, meine

gelben Handschuhe, meinen neuen Hut und die Lackstiefel!"

Der prasselnde Wortkatarakt, mit dem Stanislaus überschüttet wurde, verfehlte gänzlich seine Wirkung. Die Befehle waren offenbar so ungewöhnlicher Natur und dabei auf eine so stürmische Art ukasartig erlassen, daß sie den wackeren Anatomiediener, anstatt ihn zur Thätigkeit zu befeuern, gänzlich verwirrten.

Wie eine Säule stand er da, den Mund halb geöffnet und stotterte:

„Der schwarze Frack — das weiße Gilet — Lack — schwarz — weiß — ja, wollen denn clarissime auf einen Ball gehen? Es ist doch Frühling draußen und ich glaube, man pflegt nur im Winter zu tanzen. Und abgesehen davon, so ist es halb zwölf Uhr Vormittags und ich glaube, man pflegt nur Abends zu tanzen!"

„Bringen Sie mich nicht in Verzweiflung mit dem, was Sie meinen, Stanislaus," rief der Doktor lebhaft. „Frack, Lackstiefel, Vatermörder — das ist Alles, was ich von Ihnen verlange!"

„Sehr wohl, consultissime!" stotterte Stanis-

laus und ging kopfschüttelnd an das Hervorsuchen der begehrten Toiletteſtücke.

Mit Blitzesſchnelle vollendete der Doktor ſeine Toilette, und Stanislaus, der überall und mit allem zu ſpät kam, wurde wohl zehnmal ungeduldig bei Seite geſchoben.

„Ich weiß nicht, wann ich heute wiederkomme, Stanislaus!“ rief Andermann, der die Thür bereits in der Hand hatte und noch einen flüchtigen Blick in den Spiegel warf, der ihm Alles tadellos zeigte, dem Diener zu und verſchwand.

Stanislaus ſtand einen Augenblick verblüfft und ſagte dann zu ſich ſelbſt: „So etwas habe ich noch nie geſehen — weder an Herrn Doktor Andermann, noch an den früheren Proſektoren — das hat etwas zu bedeuten, etwas, was vielleicht auch auf den Sezirtiſch und auf mich zurückwirken dürfte!“ Während Stanislaus ſo monologiſirte, flog Andermann die Straßen entlang, eine Richtung einſchlagend, welche er ſonſt ſorgfältig zu meiden gewohnt war. Ja er bog endlich ſogar in eine Straße ein, die er, ein einzigesmal ausgenommen, nun ſchon ſeit Jahren nicht betreten, weil er immer, ſo oft er dieſelbe hätte paſſiren

sollen, einen Umweg genommen, um sie zu umgehen.

Eigenthümliche Gefühle wogten durch seine Brust, als er der Tage gedachte, in denen er regelmäßig diese Straße niederschritt, um vor einem Hause zu halten, dem er sich auch jetzt wieder, seinen früher so hastigen Gang bedeutend moderirend, näherte. Es versagte ihm fast der Athem, als er jetzt die Treppe dieses Hauses hinanschritt und die Glocke an einer Thüre des zweiten Stockwerkes zog.

Eine Dame in einem schwefelgelben Schlafrocke öffnete.

Die Worte der Begrüßung erstarben der Matrone auf der Lippe, als sie den Besuch erkannte und sie stotterte nur:

„Herr Doktor Andermann — eine seltene Ehre —"

„Ist Herr Doktor Balsamus zu sprechen?" fragte der Doktor mit unsicherer Stimme, seine Aufregung gewaltsam niederkämpfend.

„Er ist eben nach geschlossener Ordinationsstunde im Begriffe seinen gewohnten Mittagsspaziergang zu machen — aber treten Sie nur bei

ihm ein — es wird ihm ein besonderes Vergnügen sein!“

Der Doktor betrachtete die Matrone indem er an derselben hinschritt, und der tiefschmerzliche Zug, der um ihre Mundwinkel lag, jener Zug, in welchen sich der überwundene Gram des Lebens so gern zurückzuziehen pflegt, schnitt ihm durch die Seele. Er beschleunigte seinen Schritt, um an ihr vorbei zu kommen und pochte an Doktor Balsamus Thür.

Herr Balsamus war nicht wenig erstaunt, in einem Momente ernster Toiletteumwandlung gestört zu werden. Den linken Arm noch im kornblumenblauen Schlafrocke, den rechten bereits im grünen Gehrocke, so empfing er den Besuch, dem er jedoch alsbald herzlich entgegen kam, sobald er ihn erkannt hatte.

„Ah Herr Doktor Andermann — lieber Ferdinand — nehmen Sie Platz — das ist schön, daß Sie auch wieder einmal an uns — an mich denken!“

Und Balsamus reichte dem jungen Manne die Hand, welche dieser bewegt drückte, ohne ein Wort hervorbringen zu können.

„Nehmen Sie Platz — so — es wird Sie gewiß freuen zu vernehmen, daß in dem Befinden meiner armen Tochter eine gewisse Besserung eingetreten ist! Die gute Leontine — sie nimmt doch wieder Speisen zu sich, erfreut uns zuweilen indem sie etwas spricht, und ist sie auch noch immer sehr melancholisch, so treibt sie doch ihre Menschenscheu nicht mehr so weit wie früher, daß sie vor Allem sich zurückzöge, was wie ein menschliches Wesen aussieht. Auch jener nervöse Anfall ist nicht mehr wiedergekehrt, seit Sie uns am Tage Ihrer Promotion das Opfer brachten, zu uns zu kommen! Ich danke Ihnen nochmals für Ihre Freundlichkeit — war das ein Tag banger Nöthen für uns, lieber Doktor! Kaum hatten Sie das arme Kind durch das bloße Betreten unseres Hauses zu Ruhe gebracht und uns wieder verlassen, so kam sie zu sich und bestand darauf, der Promotion beizuwohnen. Es sei dies ohnehin ihre letzte Freude, sagte sie mit herzzerreißender Stimme. Und hätte ich auch ihrem Ansinnen eine beharrliche Weigerung entgegensetzen wollen, wer bürgte mir dafür, daß nicht der eben bewältigte Anfall in Folge des

erfahrenen Widerspruchs von Neuem hervorbrach? So gab ich meiner Tochter nach und begleitete sie in den Promotionssaal. Wir standen ganz hinten im dichten Gedränge. War es die Hitze oder eine innere Aufregung, die mein Kind in eine Ohnmacht warf, ich weiß es nicht. Ich war glücklich, als ich sie wieder nach Hause gebracht und die Ueberzeugung hatte, daß der Tag ohne weitere schlimme Folgen vorübergehen würde. Ja meine Bekümmerniß verwandelte sich förmlich in stille Freude, als Leontine von diesem Tage an einem etwas frischeren Leben entgegenging. Das Kind, das ich bereits als eine Todte betrachtet, scheint zu neuem Leben, wenn auch nur langsam zu erwachen und ich habe mit meiner Gattin nicht mehr den entsetzlichen Schmerz, daß wir eine lebendige Leiche um uns schattenhaft herumwandeln sehen!"

Andermann hatte mit steigender Freude den Eröffnungen des Doktor Balsamus gelauscht. Das stürmische Pochen seiner Brust war inzwischen einem ruhigen Athmen, die anfängliche Aufregung einer klaren Fassung gewichen und als Balsamus endlich endete, erhob sich Andermann und sagte ernst:

„Vielleicht wird es mir vergönnt sein, etwas zu Leontinens vollkommener Wiederherstellung beizutragen. Vielleicht darf ich auch durch kindliche Anhänglichkeit einen Theil des Kummers wieder tilgen, den ich ohne bösen Willen über Sie gebracht. Werden Sie mir nicht eine abschlägige Antwort gegen, wenn ich Sie um die Hand Ihrer Tochter bitte?“

Ein freudiges Zittern ging über des alten Doktors ganzen Körper und theilte sich auch dem Gesichte mit.

Schwankend fast erhob er sich, und Andermann mit einem ungewissen Blicke festhaltend, murmelte er:

„Sie treiben doch keinen Scherz mit mir, Andermann?“

„Lieber Doktor Balsamus!“ rief Andermann vorwurfsvoll, „wofür halten Sie mich?“

Und er streckte seine beiden Hände dem älteren Manne entgegen, der sie jubelnd erfaßte, und, indem ihm die hellen Thränen über die Wangen liefen, stürmisch ausrief:

„O nun ist Alles gut, lieber Andermann, nun ist Alles gut!“

Und Balsamus freute sich still und laut, weinend bald und bald wieder lächelnd, wie ein Kind. Er umarmte Andermann und küßte ihn, nannte ihn den Retter seines Kindes und war ganz glückestrunken.

Nachdem er sich einigermaßen wieder erholt hatte, sagte Andermann zu ihm mit ernster Stimme:

„Ich weiß, Sie werden mir verzeihen, daß ich so spät — hoffentlich nicht zu spät — eintrat um Ihrem Kinde ein neues Leben zu erschließen."

„O es ist nicht zu spät," jubelte Balsamus, „Sie treten wie ein Gott in unser Haus, der einen neuen Frühling schafft. Wie könnte ich mit Ihnen rechten, daß Sie den Frühling nicht früher brachten?"

„Ich konnte ihn nicht früher bringen. Das Warum werde ich Ihnen jetzt sagen. Das sei aber auch die letzte Mahnung an eine traurige, überwundene Vergangenheit. Ich bin der Sohn eines nicht ganz armen, aber etwas schroffen Mannes, der dem Staate in einer bescheidenen Rangstufe dient. Zu den Eigenheiten meines Vaters zählte auch die, daß er sich vornahm, den

Stand seiner Kinder selbst wählen und so ihre Zukunft und Existenz definitiv feststellen zu wollen. Bei mir glaubte er ein besonderes Geschick für die Juristerei wahrgenommen zu haben, und so wurde es denn im Familienrathe unerbittlich festgestellt, daß ich mich auf das römische Recht werfen solle.

Ich aber dachte schon damals mit besonderer Vorliebe an die Medicin, und meine Neigung für dieselbe bildete sich allmälig um so entschiedener zu einer wahren Begeisterung heraus, je schrofferen Widerspruch sie fand.

Die kindliche Pietät wurzelte jedoch damals noch so fest in mir, daß ich dem endgiltigen Beschlusse, ich müsse Advokat oder Beamter werden, nur eine schüchterne Opposition entgegenzusetzen wagte. Vielleicht, daß ich doch endlich den Sinn des Vaters gewendet hätte, wenn nur die Mutter mit mir gestimmt hätte. Diese mochte jedoch von der Medicin nichts wissen. In ihren Augen concentrirte sich die ganze medicinische Wissenschaft in dem einen Schreckensworte: Ansteckung. Habe ich darum Söhne geboren und mühevoll herangezogen, sagte sie mit Eifer, wenn ich ihr mein

Verlangen nach der Medicin auseinandersetzte, damit sie an der Cholera oder am Typhus durch ihr eigenes Dazuthun sterben? Wer sich muthwillig in die Gefahr begibt, mein Sohn, kommt auch darin um. Der Vater hat ganz recht: bleibe Du nur beim Gesetzbuch, das ist eine ruhige Wissenschaft, bei der man alt werden kann. Oder glaubst Du, Dein Vater hätte Dich durch die Befreiungstaxe nur darum von der Muskete losgekauft, damit Du Dich nun selbst leichtsinnig auf die Bresche stellst, und verschont von den Kugeln des Feindes die Geschosse des Schicksals auf Dich lenkst?

Gegen eine solche Argumentation blieb jeder weitere Kampf vergeblich. Ich mußte mich fügen und ging auf die Universität. Da versuchte ich es, ein tüchtiger Jurist zu werden, aber es ging nicht. Ich mochte noch so eifrig in die Hefte hineinstarren, welche die Naturrechte der Menschen sonnenklar feststellen: ich blieb doch ewig ein Fremdling in diesen wie in den Rechten, die dem Wechsel zukamen, und horchte viel lieber den Erzählungen vom Sezirtisch, welche meine Freunde, die ich mir mit Vorliebe unter den Medicinern

wählte, zum Besten gaben. Ich vernachlässigte die juridischen Collegien, um meine Person nach Möglichkeit in das anatomische Theater einzuschmuggeln.

Immer glühender wurde der Wunsch in mir, dem Berufe, den ich mir innerlich gewählt, nachzugehen und mit dem mir durch die väterliche Autorität aufgezwungenen zu brechen. Und als ich bei dem ersten juridischen Examen durchfiel, reifte der Entschluß, mich zu emancipiren, entschieden heran. Es handelte sich nur noch um das Wie. In dem Augenblicke, wo ich meinem Vater mitgetheilt hätte, daß ich als verunglückter Jurist mich der Medicin in die Arme werfen wolle, würde er mir auch jede weitere Unterstützung entzogen haben. Und immer an dieselbe gewöhnt, besaß ich damals zu wenig Selbstständigkeit um ihrer entrathen und mein Fortkommen auf eigene Faust, wenn auch unter Entbehrungen, suchen zu können. So befand ich mich in einer wahrhaft trostlosen Lage, in welcher ich es nicht einmal wagte, die Ferienreise nach der Heimat anzutreten. Damals hatte ich mir eine zu meiner Stimmung passende, ziemlich melancholische Pro-

menade ausersehen, die ich täglich in früher Morgenstunde, über mein Schicksal und das, was ich thun wollte, grübelnd, beging.

Es war dies ein mit Bäumen besetzter Fußpfad, der längs des Stadtgrabens außerhalb des Thores hinlief. Bald bemerkte ich, daß noch ein anderes, und zwar ein weibliches Wesen mit mir in der Vorliebe für diese einsame Promenade übereinstimmte. Anfangs schenkte ich der so auffallend mit mir sympathisirenden Dame, welche die Dreißig wohl schon passirt haben mochte, nur geringe Aufmerksamkeit; gleichgiltig ließ ich sie mit ihrem Mineralwasserkruge, den sie regelmäßig mit sich führte, an mir vorübergehen. Da wir uns aber täglich trafen, so entschloß ich mich endlich, die Dame zu grüßen. Sie dankte; vom Grüßen bis zum Wechseln einiger Worte ist nur ein Schritt, und so wandelten wir die Promenade bald in Gesellschaft auf und nieder. Ich war froh, eine Ansprache gefunden zu haben, welche die peinliche Sorge, wenn auch nur für eine Stunde täglich, von mir scheuchte. Ja die Gesellschaft wurde mir nachgerade zu solch einem Bedürfnisse, daß ich die regnerischen Tage verwünschte, weil an

solchen meine Dame nicht auf der Promenade erschien.

In kurzer Zeit standen wir auf so vertrautem Fuße, daß mir die Dame ungescheut mittheilte, wie sie vor Kurzem einen himmelschreienden Verrath an ihrer Liebe erfahren. Ein Mann, mit welchem sie ein Verhältniß gehabt, das bei ihr aus der Blüthenperiode, bei ihm aber aus der Studentenzeit datirte, hatte sie verlassen und eine andere geheirathet. Diesem Schlage des Schicksals war ein Leiden entwachsen, welchem die Dame, die sich Katharina nannte, durch einige Dutzend Flaschen Gießhübler Sauerbrunnen beizukommen hoffte, deren Genusse ich ihre Bekanntschaft verdankte.

Nachdem sich Katharina so aufrichtig gegen mich bewiesen, konnte ich füglich nicht zurückbleiben. Ich gab ihr einen Abriß meiner an Verzweiflung grenzenden Lage, und schilderte ihr mit beredter Zunge meine Rathlosigkeit. Sie sah mich theilnehmend an und kämpfte sichtlich einen Augenblick mit sich selbst. Dann sagte sie verlegen:

„Ich würde Ihnen einen Vorschlag machen, wenn Sie mir in Vorhinein versprechen wollten,

mir nicht zu zürnen und vor Allem — ihn anzunehmen!"

Ich leistete das Versprechen und sie fuhr fort: „Lassen Sie sich durch nichts abschrecken, den für recht erkannten Weg einzuschlagen — auch durch den Zorn eines Vaters nicht. Diesen wird die Zeit brechen, für ein verfehltes Leben gibt Ihnen aber Niemand einen Ersatz, ich habe ja das jüngst an mir selbst erfahren. Wir kennen uns nun schon so gut, daß ich Vertrauen in Ihren Charakter habe, und so werden Sie mich vielleicht nicht zurückweisen, wenn ich Ihnen die momentane Hilfe anbiete. Ich habe ein jährliches Einkommen von sechshundert Gulden. Meine Bedürfnisse sind so gering, daß ich mit der Hälfte auskomme. Die andere Hälfte will ich nun bei Ihnen kapitalisiren. Unterbrechen Sie mich nicht — Sie dürfen nicht fürchten, daß ich mir, wenn Sie mein Anerbieten annehmen, irgend welche Entbehrungen auferlegen müßte. Meine Gießhübler Kur ist in wenigen Tagen zu Ende, und da fallen alle außerordentlichen Depensen weg und ich lebe mit dreihundert Gulden ganz anständig. Dreihundert aber erhalten Sie, so lang Sie dieselben

brauchen — natürlich gegen seinerzeitige Rückzahlung!“ —

Ich wußte nicht, wie mir geschah, als solches zu mir gesprochen wurde. Ich fühlte nur, daß ich blutroth im Gesichte wurde, und wußte doch wieder nicht, worüber ich eigentlich erröthete, da ja in dem Antrage nichts Demüthigendes, nichts Verletzendes lag. Im Gegentheil, es war ein zart dargebotenes Darlehen, gegen welches sich nichts einwenden ließ. So gelangte ich denn nach kurzem Nachdenken und einigem Sträuben dahin, es dankbar anzunehmen.

Daß meine Gefühle für Katharina durch den fast rührenden Freundschaftsdienst eine gewisse Weihe erhielten, läßt sich leicht denken. Ich sah mit einer Art von Verehrung zu dem Wesen empor, welches sich der Möglichkeit, sich einen besseren Lebenscomfort zu verschaffen, zu Gunsten eines fremden Mannes entäußerte, dessen Vertrauenswürdigkeit im günstigsten Falle nicht sichergestellt war. Ich brauche nicht erst zu bemerken, daß das Verhältniß zwischen uns von nun an inniger und ich ein täglicher Gast in Katharinens Wohnung wurde. Mit einem wahren Heißhun-

ger der Leidenschaft aber warf ich mich auf die durch die Aufopferung Katharinens eroberte Wissenschaft. Ich behandelte sie wie man eine erste Liebe zu behandeln pflegt. Ich lebte nur in ihr, extra medicinam nulla vita konnte ich mit dem Stolze eines echten Jüngers meiner Kunst sagen.

Bei dieser leidenschaftlichen Behandlung des Studiums dachte ich zu wenig an die Konsolidirung meiner Stellung, brachte vielmehr die ganzen Tage am Sezirtische und am Krankenbette, die halben Nächte aber über meinen Büchern brütend zu. So mußte ich ziemlich lange in der Abhängigkeit von Katharina bleiben, die mir auch im Anfange nicht im mindesten drückend vorkam. Unser Verhältniß hatte ja den Charakter einer gewissen Zärtlichkeit angenommen, es war langsam und unvermerkt in eine Art platonischer Liebe übergegangen. Bei mir wurzelte dieselbe, soweit sie wirklich vorhanden war, in der Dankbarkeit, bei Katharinen bedurfte sie wohl erst keiner Erklärung. Ich glaube, ich hätte damals das fünfunddreißigjährige Mädchen geheirathet, — ja mir däucht fast, daß ich mich in überwallender Dankbarkeit zu einem ähnlichen Antrage hinreißen ließ;

er scheiterte jedoch glücklicher Weise an dem klugen und praktischen Sinne Katharinens, die zärtlich zu mir sagte:

„Nein, nein, dies Opfer nehme ich nie an, denn ein Opfer wäre es auf jeden Fall! Sie sagen, daß Sie mich lieben, Ferdinand — und ich glaube es Ihnen, denn das glaubt man so gern! Bin ich doch selbst, obwohl einmal bitter in der Liebe getäuscht, im besten Zuge, mein ganzes Herz von Neuem gefangen zu geben. Aber wenn ich Sie liebe, Ferdinand, und Ihnen meine Liebe gestehe, so mag ich dabei nicht erröthen! Ich will Ihr junges Leben nicht an mein welkes fesseln — Sie sollen ein freier Mann bleiben!“

Dieser Edelmuth rührte und überwand mich vollends. Ich schwärmte für die alternde Jungfrau wie für eine erste Geliebte, und meine Liebe und Zärtlichkeit war Katharinens Trost und Freude.

„Wenn Du mich auch nicht an Dich fesseln willst, wie Du Dich ausdrückst,“ sagte ich zu ihr, „so werde ich Dir doch ewig treu bleiben und Dich immer lieben!“

Wenn ich Ihnen das Glück schildern könnte,

das sich in den Zügen Katharinens malte, wenn ich so zu ihr sprach.

„Ich werde sehen, ob es doch eine Seele in der Welt gibt, die treu und fest ist!“ sagte sie mit einem seligen Lächeln und küßte mich auf die Stirn.

Inzwischen hatten die Fortschritte, die ich in der Medicin machte und noch mehr wohl der Umstand, daß ein Bruder, der mit Gewalt die technischen Wissenschaften studieren sollte, auf dem Pfade der Mechanik vollkommen irre ging und mißrieth, meinen Vater versöhnlicher gestimmt. Die lange gänzlich unterbrochenen Beziehungen zwischen uns bahnten sich langsam wieder an und es kam mir eine ausgiebige Unterstützung zu. Mit dem Gelde, das mir von väterlicher Seite zukam, erwachte auch der Gedanke in mir, daß ich daran denken müsse, meine Schuld an Katharina, die ich bisher immer noch vergrößert, zurückzuerstatten. Ich begann Stunden zu geben und kam so auch in Ihr Haus, welches ich werth hielt vor allen andern.

Mein Verhältniß zu meiner Wohlthäterin blieb sich gleich bis zu dem Tage, da mir Leontinens

jungfräuliche Schönheit aufging. Ich fühlte die Liebe in mir keimen und aufgehen, aber nur um die schmerzlichste aller Aufgaben mit aller Energie zu erfassen, die Aufgabe, die aufwuchernde erste Liebe mit Gewalt zurückdämmen zu müssen. Die Worte meiner Wohlthäterin: „Ich werde sehen, ob es doch eine Seele auf der Welt gibt, die treu und fest ist!“ klangen mir unaufhörlich im Ohre. Es gab etwas, was sich nicht so leicht tilgen ließ, wie die Geldschuld, an deren Abstattung ich nun mit wahrer Fieberhast arbeitete. Ich dachte an die Enttäuschung, welche Katharinen schon einmal in der Liebe geworden, ich dachte an das, was sie in reiner, rührender Großmuth an mir gethan und faßte den Entschluß, lieber mein Herz als meinen Zartsinn aufzuopfern. Ich malte mir den unsäglichen Schmerz Katharinens aus, wenn ich vor sie hintreten und ihr sagen würde: Nun habe ich aufgehört Ihr Schuldner zu sein — wir sind quitt! Mit der platonischen Liebe ist es nichts mehr, zwischen uns ist es aus!

Ohne vor mir selbst aus Scham in die Erde zu sinken, konnte ich dies nicht sagen, die Sachen mußten bleiben, wie sie eben lagen, sie mochten

noch so unglücklich für mich und für Leontinen liegen, von welcher ich mich bereits geliebt, nicht wußte, aber ahnte. So lang mich Katharina aus freiem Antriebe nicht frei gab, konnte ich mich nicht frei machen. Dieser Gedanke wurde nun die Triebfeder meines ganzen Handelns. Ich litt unsäglich dabei, Leontine litt noch tausendmal mehr. Nur Katharina wußte nichts von Allem, sie spann ihn immer noch weiter, den Traum platonischer Liebe und hatte volle Muße dazu, da sie, ich weiß nicht aus welchen Familien- und Vermögensrücksichten, ihren Wohnort inzwischen auf das Land verlegt hatte, wohin meine Briefe regelmäßig einmal im Monat gingen, um eben so pünktlich beantwortet zu werden. Der erste Satz ihrer Zuschriften lautete stets: Ich bin glücklich, eine Seele gefunden zu haben wie die Ihre, eine Seele, die treu und fest ist!

Konnte ich mich da als untreu und wankelmüthig erweisen? Unmöglich!

Noch vor acht Tagen hatte sie sich meiner Treue und Festigkeit gefreut, da erhalte ich heut' einen Brief von ihr, in welchem sie mir anzeigt, daß ein würdiger aber ältlicher Mann um ihre

Hand angehalten, und daß sie das Ungerechte ihrer Situation mir gegenüber fühlend und von dem Wunsche beseelt, mir die volle Freiheit wiederzugeben, nicht abgeneigt sei, die Wünsche des würdigen aber ältlichen Herrn zu erfüllen.

Sie können sich leicht vorstellen, mit welchem Entzücken mich dieser Brief erfüllte, der nicht mehr an meine Treue und Festigkeit appellirte, sondern wie eine förmliche trockene, gerichtliche Aufkündigung der platonischen Liebe aussah. Und in Konsequenz dieses Befreiungsschreibens sehen Sie mich hier, lieber Doktor Balsamus, um als ehrlicher Mann um die Hand Ihres Kindes zu werben, das ich seit Jahren liebe, von dem ich seit Jahren wieder geliebt werde und das meinetwegen so unsäglich litt!"

Als Andermann geendet hatte, tauschten die beiden Männer einen herzlichen Händedruck.

„Nun zu Leontinen!" rief Andermann lebhaft und zog Balsamus mit sich fort.

Die beiden Männer traten in ein Zimmer, dessen Vorhänge halb herabgelassen waren, so daß ein gewisses Zwielicht darin herrschte.

In dem Gemache befanden sich zwei Damen.

Die eine trug einen schwefelgelben Schlafrock und nähte; wir kennen sie bereits, es ist die Frau Doktorin Balsamus. Die andere, ein bleiches, schattenhaft aussehendes Mädchen mit wunderbar feinen, fast durchsichtigen Zügen, mit Augen, die über das Weinen bereits erhaben schienen, saß an einem Tische und schien zu lesen.

Als sie das Geräusch der aufgehenden Thür hörte, fuhr sie auf, erhob sich halb, wandte sich und stand plötzlich dem Geliebten gegenüber.

Keines Wortes mächtig stand sie wie fest gebannt da und ein konvulsivisches Zittern ging über ihren Körper.

Der Vater ging auf sie zu, ergriff ihre Hand, die sie ihm widerstandslos ließ und sagte sanft:

„Es ist doch wunderbar, Leontine, wie das zutrifft! Einmal, als Du leidend warst, sagtest Du plötzlich überzeugungsinnig: Er ist da — er ist gekommen! Wir sahen Dich überrascht an und wunderten uns, denn er war nicht da! Und nun ist er wirklich gekommen, nun ist er da, um nicht mehr von Dir zu weichen!“

„Um das Elend aus Deinem Herzen, um die Bläße von Deiner Stirn wegzuküssen, ist er ge-

kommen, geliebte Leontine!“ rief Andermann stürmisch, das Mädchen mit dem zärtlichsten Blicke festhaltend und öffnete dabei seine Arme.

Leontine sah ihn eine Weile an, ein stürmischer Wechsel ging über ihr Gesicht, ihr ganzer Körper schien sich ihm entgegen zu neigen, daß das bleiche Kind anzusehen war wie die Sonnenblume, welche sich strahlendürstend der Sonne entgegenneigt. Plötzlich aber erhob sie ihre Arme, ein Blitz seliger Verklärung ging über ihr Antlitz und der Brust entquoll der jubelnde Laut:

„Er ist gekommen — er ist da!“

Und er hielt sie in seinen Armen, sein heißer Athem umwehte ihre Stirn und zauberte Rosen auf die eben noch so bleichen Wangen. Es schien eine Erfüllung des Wunders vor sich zu gehen, daß eine weiße Rose unter dem glühenden Anhauche der Luft zu einer rothen Rose wird.

Die welke, schattenhafte Gestalt schien sich unter der Umarmung des geliebten Mannes neu zu beleben, und nachdem er sie zur Verjüngung aufgeküßt, trug er sie auf seinen Armen hinaus in den duftenden, singenden Frühling der Natur, damit

auch dieser seine Wunder übe an ihrem leidenden Körper.

Der schwefelgelbe und der kornblumenblaue Schlafrock blieben allein zurück. Wir wissen nicht recht, was die Träger dieser beiden schätzbaren Toilettestücke thaten, ob sie weinten, ob sie lächelten, ob sie sprachen, ob sie schwiegen, ob sie vielleicht gar aus übervollen Herzen beteten! nur das eine getrauen wir uns wohl zu behaupten, daß sie eine der glücklichsten Stunden ihres Leben feierten.

VI.

Doktor Andermann saß in der Prosektur und arbeitete emsig, als ein Pochen an der Thür hörbar wurde. Auf des Prosektors „Herein!" trat eine Gestalt in das Zimmer, die dem Leser bereits bekannt ist und die Andermann mit dem Rufe: „Ah, Doktor Ringelshain!" begrüßte.

„Und das ist Ihr ganzes Appartement?" rief Doktor Ringelshain, sich umschauend ohne den Gruß des Prosektors zu erwiedern.

„Wirklich ein verzweifelt enger Raum, lieber Kollege!“ setzte er mit unzufriedenem Kopfschütteln hinzu, warf sich, ohne die Einladung abzuwarten, auf den Divan, zog seine Cigarrentasche heraus, machte Feuer und bemerkte, die Cigarre anrauchend:

„In Gottes Namen denn — so sei das Rauchen einer Cigarre meine erste Funktion in diesen der Wissenschaft geweihten Räumen, die mir sehr langweilig und trostlos scheinen!“

„Sie sind doch nicht mein designirter Nachfolger?“ fragte Andermann neugierig und überrascht.

„Der bin ich allerdings — hier haben Sie mein Patent als Prosektor — der Bezug ist fatal klein, aber in der Noth frißt der Teufel Fliegen. Aber sagen Sie mir aufrichtig, warum Sie auf Ihren Posten resignirt haben, ehe Ihre vier Jahre um waren? Sind Sie der Todten endlich überdrüssig, oder sind Sie zu der Einsicht gekommen, daß man nach Höherem streben muß?“

„Nichts von all' dem!“ sagte Andermann ruhig. „Ich will Ihnen ganz offen Antwort geben. So lange ich allein stand und nur mich im Auge zu halten hatte, genügte mir meine Stellung. Nun ist aber der Ruf an mich ergangen, den das

Schicksal früher oder später an jeden Mann ergehen läßt und der da lautet: Werde selbstständig, damit sich Andere mit Beruhigung an Dich lehnen können. Mit anderen Worten, lieber Doktor, die Prosektur ist kein Posten, der eine Familie nährt. — Die Todten, sind sie mir sonst auch liebe Freunde, haben doch einen schweren Fehler: sie zahlen dem Arzte, der sich mit ihnen befaßt, kein Honorar. Und da ich auf dem Punkte stehe, eine Familie zu gründen, so muß ich wohl auch zusehen, wie ich dieselbe zu erhalten vermag. Da drängen mich denn meine eigene Neigung und die Rücksicht für die angegriffene Gesundheit meiner lieben Braut auf das Land hinaus. Ich habe mich für einen Ort entschieden, der zwar nur sechstausend Seelen, dafür aber auch nur einen praktizirenden Arzt hat. Daselbst will ich mich niederlassen und zusehen, ob ein tüchtiger Arzt sein Fortkommen finden kann. Aber da entrolle ich vor Ihnen meine Zukunftspläne und vergesse ganz Sie zu fragen, welches Schicksal denn Sie dahin gebracht hat, sich um die Prosektur zu bewerben? Sie, der Doktor Ringelshain, der in eigener Equipage in den Straßen der Stadt herumrollte, der schon auf dem besten

Wege war, einer der gesuchtesten Aerzte zu werden, dem in allen Blättern öffentliche Danksagungen dargebracht wurden?"

„Ach, sprechen Sie doch nicht von den öffentlichen Danksagungen!" fiel Ringelshain seinem Vorgänger in der Prosektur in's Wort. „Die waren der Anfang meines Ruins. Hören Sie, wie sich mein Schicksal wandte. Sie entrollten mir aufrichtig Ihre Zukunftspläne, ich will Sie eben so aufrichtig in meine Vergangenheit blicken lassen.

Ich war, wie Sie wissen, ein gemachter Mann und meine Praxis weitete sich täglich aus. Unter meinen zahlreichen Patienten — denn obwohl ich mich vorzugsweise nur einen Frauenarzt nannte, wurde ich doch auch eben so zahlreich zu männlichen Patienten berufen — befand sich ein alter Banquier, der zu den Stadtnotabilitäten gehörte. Der alte Mann litt an einem unheilbaren Uebel, welches seine Auflösung täglich in Aussicht stellte. Ich ließ mir darüber auch kein graues Haar wachsen. Daß einem Arzte ein Patient stirbt, ist, zumal wenn derselbe ein Siebziger ist, eine ganz natürliche Sache, über welche sich wohl Niemand

aufhalten wird. Ich sollte nur zu bald die Erfahrung machen, daß Alles darauf ankommt, wie der Patient stirbt. Die Art wie der meine starb, wurde leider auch für mich zu einer tödtlichen Krise. Schon seit mehreren Tagen glaubte ich bei dem Banquier eine gewisse Unruhe wahrzunehmen, die ich mit für ein Zeichen der herannahenden Auflösung nahm. Dabei manifestirte er mir gegenüber eine an das Zärtliche grenzende Dankbarkeit und äußerte mehrmals, er hoffe in den nächsten Tagen Gelegenheit zu finden, mir auf eine eklatante Art seine Anerkennung für meine aufopfernden Bemühungen zu bethätigen. Ich träumte von einer Tausendguldennote, die man mir plötzlich in die Hand drücken würde, und lächelte zustimmend der Behauptung des Patienten zu, der nicht müde wurde zu versichern, daß er sich auffallend wohl und fast wiederhergestellt fühle. Einmal trete ich bei dem Banquier ein und finde ihn von seiner ganzen Familie umringt. Der längst vorausgesehene und von mir den Angehörigen des Patienten auch vorausgesagte Moment war gekommen — der Kranke hatte nur noch wenige Stunden zu leben. Er selbst schien jedoch die

Wahrheit keineswegs zu ahnen, sondern empfing mich mit einem glücklichen Lächeln, schüttelte meine Hand, ohne irgend eine reelle Spur in derselben zurückzulassen und sagte:

„Endlich bin ich so glücklich, Ihnen meinen Dank abstatten zu können! Lesen Sie die heutige Zeitung, heute muß es kommen!

Ich erbleichte unwillkürlich, denn mir ahnte nichts Gutes.

Doch vergaß ich für den Augenblick bald Alles, da der Kranke nun von Moment zu Moment sichtlich schwächer und bald unfähig wurde zu sprechen. Ich kam nicht mehr von seinem Bette, bis er starb.

Es war ungefähr zwei Uhr Nachmittags, als ich aus dem Hause des eben Verstorbenen trat. Wenige Schritte von dem Hause begegnete ich einem Freunde, der glückwünschend auf mich zukam und sagte:

Ich gratulire Ihnen zu der glänzenden Kur! Wer hätte sagen sollen, daß der Banquier doch noch gesund wird! Die ganze Stadt hatte ihn bereits aufgegeben und betrachtete ihn schon als einen Verstorbenen! Und nun kom-

men Sie, Glückskind, daher, und reißen ihn heraus!

Ich stand da wie niedergedonnert. Kaum, daß ich stotternd bemerkte: — Ich begreife Sie nicht, mein Lieber — der Banquier ist eben verschieden — ich komme von seinem Todtenbett!

Verschieden? — Todtenbett? — sind Sie bei Trost, Freund? Wie reimt sich denn das mit dem großgedruckten Inserate in der heutigen Zeitung, welches die ganze Stadt in einen freudigen Allarm versetzte und Sie, lieber Doktor, zum Helden des Tages machte?

Ein Inserat — ich weiß von nichts — ich begreife nicht —

Nun da lesen Sie selbst — ich habe die Nummer zufällig bei mir!

Und ich las — mein Todesurtheil!

Was ich las, war eine glühende Danksagung des Banquiers an mich für meine aufopfernde Behandlung, eine glänzende Anerkennung der Geschicklichkeit, mit welcher ich ihn vom Tode gerettet und wieder gesund gemacht!

Ich glaubte wahnsinnig werden zu müssen!

Im Morgenblatt diese Dankadresse — im

Abendblatte die Notiz, daß der Banquier zu Mittag verschieden sei!

Brauche ich Ihnen mehr zu sagen? Ich war zu Grunde gerichtet, gründlich lächerlich gemacht! Einen lächerlichen Doktor aber, welcher sich von einem Patienten, dem die Seele schon auf der Zunge sitzt, Dankadressen votiren läßt, konsultirte kein Mensch mehr. Ich mochte noch so energisch versichern, daß ich von der mir zugedachten Danksagung nicht die geringste Ahnung gehabt, daß der Selige mir und selbst seiner Familie durch dieselbe, die er ganz geheimnißvoll betrieben, eine unbeschreiblich peinliche Ueberraschung bereitet: es glaubte doch Niemand meinen Worten.

Ich stand wieder da wie vordem, als ich anfing, ohne Praxis — aber leider nicht ohne Ruf. Mit einem Ruf war ich vielmehr ein unmöglicher Doktor. Ich schleppte mich einige Zeit apathisch fort, unschlüssig, was zu ergreifen. Da pochte das Glück von neuem an meine Thür.

Ich hatte eben mein letztes Honorar flüssig gemacht, um meine am meisten drängenden Gläubiger zu befriedigen, als ein Herr bei mir eintrat, der wie ein Gutsbesitzer aussah.

Um sein Begehren befragt, begann er schüchtern:

Ich habe eine Wirthschaft in der Nähe der Hauptstadt, welche jedoch ziemlich verschuldet ist. Mein bisheriger Anker war eine Ziegelhütte. Ich brannte meinen Lehm und lebte von dem Verkaufe der Dachziegel, die ich produzirte. Aber ich sollte nur zu bald die traurige Entdeckung machen, daß auch der Lehmboden nicht unerschöpflich ist. Ehe ich mich dessen versah, war der Lehm gar, und ich hatte statt des lebendigen Brotes nur Steine vor mir. Denken Sie sich meine Verzweiflung! Einen Augenblick glaubte ich einen Trost in der Wahrnehmung zu finden, daß sich auf meinem Boden Symptome verborgener Steinkohlenschätze zeigten.

Das ist Alles recht schön, mein Herr, warf ich ungeduldig ein, aber da ich weder ein Ingenieur noch ein Kohlenhändler bin, so weiß ich in der That nicht, in welchem Zusammenhange Ihre Kohlenflötze mit meiner Person stehen können!

Die Kohle ist es auch nicht, die mich zu Ihnen führt! unterbrach mich der Wirthschaftsbesitzer lebhaft. Die Kohle ist überhaupt gar nicht vor-

handen, sie beruhte leider nur auf einer optischen Täuschung. Aber indem ich nach ihr grub und stach, entdeckte ich etwas anderes, was sich bei weiser Benutzung ebenfalls gut rentiren kann, und was in Ihr Ressort schlägt, Herr Doktor, ich entdeckte eine Quelle.

Eine Quelle? Ei, wenn es eine Quelle des Reichthums ist, dann sollen Sie Ihren Mann in mir gefunden haben!

Es liegt eben nur bei Ihnen, aus meiner simplen Quelle eine Goldquelle zu machen! harangiurte der Versucher. Mein Wasser hat etwas Eisenhaltiges — es dürfte sich als Säuerling recht gut ausnehmen.

Ein Sauerbrunnen also! rief ich mit Begeisterung und schüttelte dem schlichten Manne, der eine so hohe Kapazität in Sachen der Verbesserung seiner Bodenverhältnisse zur Schau trug, herzlich die Hand. Sie sollen sich in mir nicht getäuscht haben, bester Herr! Ja, vereint mit Ihnen rufe ich alle Bäder und Gesundheitswässer Deutschlands in die Schranken! Wir wollen einen neuen Säuerling schaffen! Morgen reise ich mit Ihnen auf Ihr Gut, stelle die chemischen Bestandtheile

Ihrer Quelle fest, und wenn Sie das Geld für eine Brochure hergeben wollen, welche die Quelle beleuchten und sie als ein neues Universalmittel für kranke Lungen hinstellen soll, so wird das Wasser binnen Kurzem zu einer Rente für uns! Der Gutsbesitzer war glücklich. Die Quellenoperationen begannen, eingeleitet durch eine Zeitungscorrespondenz, welche auf das neuentdeckte Wasser aufmerksam machte und die Thatsache konstatirte, daß sich unverzüglich eine ärztliche Kommission an Ort und Stelle begeben würde, welche die Quelle einer sorgfältigen Analyse unterziehen und ihre Heilkräftigkeit feststellen sollte. Und ehe acht Tage vergingen, machte die Kommission, welche sich freilich auf meine bescheidene Persönlichkeit zurückführen ließ, ihren Befund in einer selbstständigen Druckschrift bekannt, die in Tausenden von Gratisexemplaren das Land und die benachbarten Provinzen überschwemmte. Und das grobe Geschütz der Brochüre wurde durch ein nicht nachlassendes Pelotonfeuer von Inseratnotizen und Danksagungen von Kranken, denen die Quelle bereits gründlich geholfen, unterstützt. Ehe einige Monate um waren, erfreute sich die

Adelhaidsquelle eines bedeutenden Rufes. Der Gutsbesitzer konnte kaum genug Hände herbeischaffen, welche das Wasser in Flaschen füllten und nach allen Weltgegenden expedirten. Ich stand dabei recht gut, denn mir war kontraktlich ein Groschen von jedem zur Versendung kommenden Kruge der Adelhaidsquelle garantirt. So hatte ich durch drei Monate die Rente eines Eisenbahnverwaltungsrathes, ohne einen Federstrich thun zu müssen.

Da riß mich die Kunde: Die Adelheitsquelle ist versiegt! aus allen meinen Himmeln einträglichen Lazzaronithums.

Der Gutsbesitzer stürzte schreckensbleich zu mir, ich eilte hinaus, um die Sache zu untersuchen, aber die Adelhaidsquelle war und blieb versiegt. Alle Verzweiflungsversuche, sie durch Grabung eines artesischen Brunnens wieder an das Tageslicht zu locken, blieben erfolglos, und so retteten wir noch, was zu retten war, indem wir einige Tausend Krüge mit gewöhnlichem Brunnenwasser füllten und dieses noch auf Rechnung der Adelhaidsquelle in die Welt versandten, während wir unter Einem die betrübende Anzeige machten, daß sie

um die verschwundene Adelhaidsquelle den Trauerflor anlegen solle.

Da haben Sie in wenigen Worten meine traurige Geschichte, lieber College. Jetzt bin ich zum zweiten Mal ein leckes Wrack und die Prosektur ist für den Augenblick mein einziger Rettungsanker. Indessen bin ich guten Muthes — wer weiß, was das Glück morgen bringt. Ich habe eine Ahnung, daß meine medicinischen Lorbeeren noch nicht ganz welk sind."

Andermann weihte seinen Nachfolger in die wichtigsten Funktionen ein, welche dessen neue Stellung mit sich brachte.

VII.

Wir bitten den freundlichen Leser, uns aus dem Gewühle der Hauptstadt in die ländliche Stille und Abgeschlossenheit einer Stadt dritten Ranges zu folgen, wo er sogleich die Bekanntschaft des Stadtarztes, Medicinä und Chirurgiä Doktors Habernagel machen wird, eines seinem

Aussehen nach allen guten Dingen auf Erden, als da sind Wein, nahrhafte Speisen u. s. w. gründlich zugethanen Mannes.

Herr Doktor Habernagel scheint eben dem der Gesundheit sehr zuträglichen und wenig beschwerlichen Geschäfte des Verdauens, auf einem wohlgepolsterten Divan ruhend, obzuliegen, als der Gemeindebote in das Gemach stürzt:

„Der Herr Gemeindevorsteher lassen den Herrn Doktor dringend auffordern, sich sofort nach Kranhausen zu begeben. Ich werde unverzüglich die Gemeindefuhre bestellen, damit der Herr Doktor gleich abgehen können."

„Was gibt's wieder in Kranhausen?" fragte der Doktor unwillig und zog sein Gesicht in finstere Falten.

„In Sackendorf ist ein Arbeiter vom Gerüste gestürzt und hat sich fürchterlich zugerichtet. Weil Sackendorf nur zehn Minuten von Kranhausen entfernt ist, hat man den Verwundeten vorläufig dahin geschafft."

„Was?" fuhr der Doktor auf, „in Sackendorf? Sackendorf gehört nicht mir — Sackendorf gehört zum Bezirke Kugelfingen — nach Kugel-

fingen hätte man den Burschen bringen sollen, nicht nach Kranhausen. Sagen Sie dem Gemeindevorstande, der Doktor von Kugelfingen habe den Burschen zu behandeln, in dessen Rayon gehört er!"

„Sehr wohl, Herr Doktor — werde die Meldung machen!"

Der Bote verschwand und der Stadtphysikus grollte ihm nach:

„Ich glaube, der Herr Doktor von Kugelfingen möchte sich die Sache bequem machen, aber der Habernagel ist kein Narr!"

Der also begonnene unfreundliche Monolog fand noch immer in einem halb unverständlichen grollenden Murmeln seine Fortsetzung, als die Thüre abermals, und diesmal weit weniger respektvoll als das erstemal aufgerissen und das vom Rennen ganz hochrothe Gesicht des Gemeindeboten von Neuem zwischen derselben sichtbar wurde.

„Nun, was gibt's schon wieder?" donnerte der Doktor dem geflügelten Merkur entgegen, der diesmal aber keineswegs erschreckt that, sondern zur Gänze in's Zimmer trat, sich in stramme Positur stellte und begann:

„Der Herr Gemeindevorsteher verordnen, daß sich der Herr Doktor Habernagel unverzüglich mit der Gemeindefuhre nach Kranhausen verfüge und dem Verunglückten ärztliche Hülfe leiste, auch für seine Transportirung hierher sorge."

„Aber in drei Teufelsnamen," wüthete der Doktor, „hat man denn dem Herrn Gemeindevorsteher nicht begreiflich machen können, daß ich nicht verpflichtet bin, Jemanden zu kuriren, der in Sackendorf verunglückte?"

„Ist geschehen," explicirte der Bote, „der Herr Gemeindevorsteher bemerkten aber, daß die Menschlichkeit keine Bezirke kenne und daß, wenn der Verwundete einmal in Kranhausen sei, es auch zu den Pflichten des Herrn Doktors gehöre, ihm ärztlichen Beistand zu leisten. Der Herr Gemeindevorsteher bemerkten ferner, daß, wenn der Herr Doktor Habernagel nicht mehr geneigt wären, den Pflichten Ihres Amtes nachzukommen und Weisungen des Gemeindevorstehers zu respektiren und zu befolgen, es dem Herrn Doktor freistehe, seine Resignation auf die Gemeindearztstelle einzubringen. Es sei der neue Doktor da, der Herr Ferdinand Andermann, der dem Gemeinderathe

seine Uebersiedlung nach Landeshütten bereits zur Kenntniß gebracht. Der neue Herr Doktor dürfte nicht abgeneigt sein, den allenfalls vakant werdenden Posten eines Stadtarztes um so mehr anzunehmen, als mit demselben ein Jahresbezug von sechszig Gulden und ein Deputat von sechs Klaftern Holz und zwanzig Pfund Talgkerzen verbunden ist. Endlich bemerkte der Herr Gemeindevorsteher, daß er sich bei fortgesetzter Weigerung des Herrn Doktors nach Kranhausen zu fahren, um Assistenz an das löbliche Amt wenden müßte!"

Es war zweifelhaft, ob die Hinweisung auf das Holz und die Talgkerzen oder aber die Drohung mit der Assistenz den Doktor zum murrenden Nachgeben bestimmte. Er bequemte sich zu der Reise nach Kranhausen, konnte aber nicht umhin, seinem Unwillen noch in folgendem Monologe Luft zu machen:

„Ich möchte wissen, wer diesem Doktor Andermann den Rath gab, sich hier seßhaft zu machen? Dieser Knabe fängt mir an fürchterlich zu werden. Schon führt man ihn als Wauwau gegen mich in's Feuer — aber er soll mich ge-

wappnet finden. Vor einem jeden meiner Patienten will ich mich mit dem flammenden Schwerte hinstellen und ihn dem Eindringling streitig machen. Und mit den Talgkerzen und dem Holze soll es auch nichts werden so lange ich noch ein Recept schreiben kann, wenn sich der junge Herr gleich darauf Rechnung zu machen scheint! Ich weiß nur nicht, wozu man so rücksichtslos immer neue Doktoren promovirt! Der Staat sollte das hindern. Ein Doktor auf zwanzigtausend Seelen: das wäre das rechte Maß, dabei könnte man noch bestehen! So lange Landeshütten steht, saß immer nur ein Doktor da — und nun muß dieser Andermann daherkommen und alle Ordnung umstürzen! Wenn nur das Stadtarchiv nicht in einer so heillosen Unordnung wäre — vielleicht liegt irgendwo eine Urkunde, welche der Stadt wegen gewisser Verdienste, die sich ihre Bürger einmal erworben haben, für ewige Zeiten das Privilegien zuerkennt, nur einen Arzt in ihren Mauern dulden zu müssen."

Wir können Herrn Habernagel nicht nach Kranhausen begleiten, müssen vielmehr seine Wiederkehr abwarten, die noch am Abend desselben

Tages erfolgte, und namentlich von einem Manne mit Sehnsucht erwartet wurde, welcher bereits seit mehreren Stunden regelmäßig in jeder halben Stunde zweimal sich erkundigte, ob der Doktor noch nicht zurückgekommen sei.

Der Harrende war kein Patient, sondern der Apotheker des Städtchens, Herr Sauermann, der zugleich die einträgliche Mission hatte, den ganzen Bezirk von Landeshütten auf zwei Stunden im Umkreise mit Medikamenten zu versehen. Das Benehmen des Herrn Sauermann war nun an diesem Nachmittag ein so sonderbar ängstliches, daß man unwillkührlich auf den Gedanken kam, anzunehmen, er habe denselben Schmerz, wie Doktor Habernagel und ein Rival sei im besten Zuge, eine zweite Apotheke in Landeshütten zu etabliren.

Dem war aber nicht so; Herr Sauermann sah sich vielmehr von einem Schlage bedroht, der ihn noch weit herber und vernichtender treffen mußte, als wenn jemand daran gedacht hätte, seinen Dekokten und Pillen Konkurrenz zu machen.

Nachdem Herr Sauermann endlich auf eine neuerliche Anfrage den Bescheid erhalten, daß Doktor Habernagel eben von Kranhausen zurückgekehrt sei,

stürzte er unverzüglich in das Arbeitszimmer des Doktors, der ihn mit sichtbarer Kälte und Zurückhaltung empfing.

„Ich begreife nicht, was Sie in den letzten Tagen machen, lieber Doktor!“ sprudelte es aus des Apothekers Munde. „Sie verschreiben ja so gut wie nichts — ein paar Kügelchen, die nicht süß, nicht sauer sind, eine Partie von sechs dürftigen Pülverchen, das ist Alles! Da wird Ihr Perzentualantheil sehr mager ausfallen!“

„Ich weiß es und bin darauf gefaßt!“ entgegnete der Doktor mit stoischer Ruhe. „Sie müssen auf noch Schlimmeres vorbereitet sein. Ich bin eben im Zuge, mir eine eigene Miniaturhandapotheke beizulegen, welche Ihnen bedeutenden Eintrag thun dürfte.“

„Und das sagen Sie mir mit diesem Gleichmuthe, Herr?“ rief der Apotheker empört. „Was soll denn aus mir und meinem Geschäfte werden, wenn Sie so vorgehen?“

„Ein Jeder ist sich selbst der Nächste, lieber Sauermann!“ meinte Habernagel achselzuckend.

„Aber unser Kontrakt — haben Sie den vergessen?“

„Ich bitte Sie, ihn als aufgelöst zu betrachten. Ich halte mich durch ihn nicht mehr für gebunden.“

„Ich begreife Sie nicht, Doktorchen!“ stöhnte der Apotheker mit ängstlichem Kleinmuthe. „Ein so schöner Kontrakt, bei dem sich beide Theile so vortheilhaft durch zwanzig Jahre befunden haben — den wollen Sie lösen?“

„Wie ich Ihnen sage! Es thut mir herzlich leid, denn ich verliere eine gute Rente dabei.“

„Eine gute, sichere Rente, das will ich meinen!“ fiel der Apotheker hastig ein. „Und die Sache machte Ihnen ja gar keine Mühe! Wenn Sie schon einmal im Rezeptschreiben waren, was hatte es auf sich, ob Sie etwas mehr oder weniger verschreiben? Und indem Sie recht viel verschreiben, machten Sie den Patienten, dem es Angesichts der lateinischen Küche auf einige Gulden mehr oder weniger nicht ankam, nicht ärmer, halfen dagegen dem Apotheker und sich selbst, der Sie zehn Prozent von Allem bezogen, was ich durch Sie einnahm. Ich wurde damit meine Vorräthe rasch los, hatte einen blühenden Geschäftsbetrieb, und Sie nahmen jährlich fünfzehnhundert Gulden rein

und ohne weitere Mühe ein. Und das wollen Sie so leichtsinnig fahren lassen?"

„Machen Sie mir das Herz nicht schwer, lieber Sauermann. Die Wissenschaft treibt mich zu dem Schritte und die Wissenschaft steht über den fünfzehnhundert Gulden Rente!"

„Die Wissenschaft?" wiederholte der Apotheker verdutzt. „Ich wußte nicht, daß Sie die so hoch hielten! Auch kommt sie bei unserem Kontrakte gar nicht zu kurz, lieber Doktor! Je mehr Sie verschreiben, desto blühender steht es um die Wissenschaft! Bedenken Sie doch auch, daß wir durch unseren Kontrakt der Humanität in die Hände arbeiteten. Es ist wahr, daß man gewisse Medikamente in ihrer ursprünglichen Form dem Patienten beibringen kann, und zur Schonung der betreffenden Gemeinderenten sollen den Armen diese Medikamente auch in ihrer primitiven herben Form und Wohlfeilheit verabfolgt werden. Aber man ist Mensch — man behandelt die Armen auch als Menschen — man mildert auch ihnen gegenüber die herbe Dosis, indem man auf dem Rezepte die Beimischung mildernder Substanzen anordnet. Und der Apotheker hält sich an das Recept, versetzt die

Medicin mit Syrup und wenn diese dadurch auch um ein Drittel vertheuert wird: was liegt daran, die Gemeinderenten, welche für den Armen eintreten, verarmen dabei nicht, wenn der Arme eine angenehm zu nehmende Medizin schluckt. Und unser Weizen blüht dabei — warum wollen Sie ihn hinmähen?"

„Versuchen Sie mich nicht weiter, bester Sauermann, es nützt Alles nichts!" entschied der Doktor in schwermüthigem Tone. „Die Wissenschaft gebietet mir, den bisher eingehaltenen Pfad zu verlassen. Ich wechsle das System."

„Das System — um Gotteswillen, das heißt doch nicht so viel, als Sie begeben sich unter die —"

„Ich begebe mich unter die Homöopathen, lieber Sauermann! Wenn Sie das auch entsetzt, es läßt sich doch nicht ändern! Ich bin sorgfältig mit der Wissenschaft und mit mir zu Rathe gegangen, und das Resultat meiner Forschungen und Studien war die Ueberzeugung, daß die Allopathie dem gegenwärtigen Stande der medizinischen Wissenschaft keineswegs mehr entspricht. Nachdem ich dies einmal erkannt, blieb mir auch nichts übrig, als in Konsequenz meiner Ueberzeugung

ein Jünger Hahnemanns zu werden. Sie werden nun allerdings etwas weniger einnehmen, als früher, aber dafür wird der Magen meiner Patienten nicht mit unnützen Medizinen überschwemmt werden."

Der Apotheker runzelte die Stirn, sah den Doktor mit einem giftigen Hassesblicke an und rief dann höhnisch lächelnd:

„Wenn es Ihnen ein solches Vergnügen macht, meinen Bankrott zu proklamiren und mich in meinem Geschäftsbetriebe herunterzubringen, so muß ich Ihnen doch wenigstens die Maske der Wissenschaft von dem Gesichte reißen und Ihnen zeigen, daß ich Sie durchschaue und kenne. Aus Ueberzeugung werden Sie Homöopath? Herr, machen Sie das einem Anderen weiß! Sie haben in Ihrem ganzen Leben nichts aus Ueberzeugung gethan, sondern nur Alles aus Eigennutz! Und so lassen Sie auch jetzt aus Eigennutz die Allopathie fallen. Ein neuer Doktor kommt, und da wird Ihnen bange! Das ist Alles! Da glauben Sie durch einen Staatsstreich Ihre bedrohte Existenz zu retten! Sie fühlen, wie Alles morsch an Ihnen ist, wie Sie sich hier mit Ihrer an-

gebornen Ignoranz, die sich durch die dreißig Jahre Ihrer hierortigen Praxis wahrlich nicht verringert hat, nur noch durch die Tradition halten. Eine neue, frische medicinische Kraft, die hier einbricht, ist Ihr Tod! Und da wollen Sie denn durch einen schlau ausgesonnenen Hokuspokus das Prävenire spielen und den Leuten Sand in die Augen streuen! O, ich kenne Sie bester Habernagel!"

„Wenn Sie fortfahren, mich zu insultiren, bringen Sie mich in die Lage, Ihnen die Thüre weisen zu müssen!" unterbrach der im Innersten getroffene Doktor mit nicht ganz fester Stimme den wüthenden Apotheker, der sich jedoch in seinem katilinarischen Redeflusse keineswegs beirren ließ, sondern fortfuhr:

„O bemühen Sie sich nicht, bester Doktor — ich bin gleich fertig und zeige Ihnen dann den Rücken für ewige Zeit! Glaubten Sie denn im Ernst, werther Mann der Wissenschaft, daß sich zwei so eng verbundene Gesellschafter, wie wir, ohne Blitz und Schlag würden trennen können? Sie sagen mir Krida an — erlauben Sie denn auch, daß ich diese Konkurserklärung auf meine

Art beantworte! Können Sie mich in etwas Lügen strafen, verehrter Herr Exallopath? Treffe ich nicht das Wahre, wenn ich sage, daß Sie spionirt und herausgebracht haben, daß der neue Doktor, der Andermann, Ihr Schreckgespenst, ein Allopath ist? Ach, dachten Sie sofort, da muß ich eine Schwenkung machen, welche dem Eindringling den Hals brechen soll! Noch halte ich das Heft in Händen, die Leute am Lande sind etwas zurück, man kann ihnen leicht etwas vormachen. Ich erkläre meinen Patienten feierlich, daß ich die Schädlichkeit der Allopathie eingesehen habe, und daß fürder sich nur derjenige allopathisch behandeln lassen könne, dem an der Wohlfahrt seines Körpers gar nichts gelegen ist. Durch diesen Schachzug glaubten Sie dem Rivalen das „Matt" zurufen zu können! Die Leute in und um Landeshütten sollen mit gründlicher Furcht und Scheu vor der Allopathie gesättigt und angeleitet werden, ihr Heil und ihre Rettung in der Homöopathie zu suchen, deren Prophet Sie von nun an sein wollen. Kommt dann der neue Doktor, so sollten ihm nach Ihrem schlauen Plane die Leute auf der Straße ausweichen und

einander zuflüstern: Seht, der steht auf einem überwundenen Standpunkte, den der Doktor Habernagel schon abgeschüttelt hat. Habernagel ist ein Mann der Wissenschaft und des Fortschrittes, dieser hier aber ist ein Allopath mit einem langen Zopf, er will uns ruiniren, unsern Säckel ausleeren, dagegen unsere Mägen mit Medicinen überschwemmen! Habe ich nicht Recht, mein verehrter Herr Homöopath? wollten Sie nicht auf diese Art den neuen Doktor zu Grunde richten, ehe er sich noch in Landeshütten gezeigt? Aber es soll Ihnen nicht gelingen, so wahr ich Sauermann heiße! Ich werde den neuen Doktor über die Sachlage aufklären — noch mehr, ich werde allen Leuten, welche trotz Ihrer Handapotheke, bezüglich welcher ich übrigens die Untersuchung wegen Gewerbspfuscherei anhängig machen werde, zu mir kommen werden, um Medikamente zu kaufen, den Staar stechen — noch mehr, ich werde, nachdem ich mir nun die volle Ueberzeugung verschafft habe, daß Sie nichts weiter als ein Charlatan sind, meine Stellung im Gemeinderathe dazu benutzen, mit allen Kräften dahin zu wirken, daß die Bestallung als Stadtphysikus

mit sammt dem ihr anklebenden Talgkerzen- und Holzdeputate in andere würdigere Hände übergehe!"

Der Apotheker hatte seine Philipikka kaum zu Ende gebracht, so war er auch schon zur Thür hinaus. Den Doktor ließ er namentlich über die letztzitirte Drohung ziemlich konsternirt und keineswegs in der besten Verfassung zurück, den vielen Armen, welche bereits die Thür des Ordinationszimmers belagerten, humanes Gehör zu geben.

Sonst war wohl die Ordinationsstunde unmittelbar nach Tisch festgesetzt, heut' aber hatte der unfreiwillige Ausflug nach Kranhausen alle Tagesordnung über den Haufen geworfen, und die armen Leute warteten nun bereits über drei Stunden auf Abfertigung.

Es gewährt einen eigenthümlichen Anblick, das Publikum zu beobachten, das sich in den für die ärmere Klasse bestimmten Ordinationsstunden um die Wohnung des Ordinarius drängt, zumal, wenn dieser kraft seines Amtes die Obliegenheit hat, die Armen zu behandeln, so daß ihm Alles, was an irgend einem Gebrechen leidet, zuströmt. Da sitzen die armen Leute, Männer und Weiber

durcheinander, auf der Stiege, drängen sich im Vorgemache, zanken sich wohl auch, wenn es gilt, einander den Vortritt streitig zu machen. Weiber mit Kindern auf dem Arme bewegen sich durch die Gruppen der Kranken, von welchen sich manche kaum auf den Füßen halten, denn Alles, was sich nur halbwegs fortschlepppen kann, muß in der Ordinationsstunde zum Doktor kommen, welcher nur die besonders schwer Darniederliegenden besucht. Und auch diese nur bei vorwiegend gutem Willen und in besonders dringenden Fällen, wo der Augenschein absolut nothwendig erscheint. In der Regel senden die Kranken irgend einen Bekannten zu der Ordinationsstunde ab, welcher über den Stand der Krankheit Bericht erstattet, über die Art des Athmens relationirt und zuweilen Beilagen mit sich führt, von denen man voraussetzt, daß sie den Doktor am besten über die Lage der Dinge zu unterrichten im Stande sind. Auf die Aussage dieses bevollmächtigten Gesandten hin, wird das neue Rezept ausgefertigt und der Bote läuft damit sofort in die Apotheke, um es dann dem sehnsüchtig harrenden Patienten zwei Stunden weit auf das einschichtige Dorf hinaus zu tragen.

VIII.

Ungeheure Plakate prangten an den Straßenecken von Landeshütten, dem verehrten Publikum die bevorstehende Ankunft des berühmten Ohrenarztes Butter ankündigend, der auf seiner ohrenbeglückenden Weltreise auch Landeshütten mit einem dreitägigem Aufenthalte bedenken wollte und alle Leute von schwachem Gehör einlud, sich bei ihm im Hotel „zum schwarzen Bären" gegen Einbringung einer Fünfguldennote Rathes zu erholen und ihnen zugleich sein Werk über das Ohrenschmalz anpries, welches bei ihm selbst gegen weiteren Erlag von zwanzig Silbergroschen zu haben war, und allen denen ein sicherer Leitfaden zur Erlangung des vollen Gehörs sein sollte, welche nicht schon das bloße Wort des Doktors gesund machte.

Mit neidischen Blicken maß Habernagel, welcher alle Patienten im Bezirke von Landeshütten durch eine Art Erbpacht ersessen zu haben glaube, ihr Leiden mochte woher immer stammen, die riesigen Annoncen und überlegte, ob sich dem Unfuge des herumreisenden Doktor Butter nicht

allenfalls durch ein unterthänigstes Promemoria an die hohe Regierung steuern ließe, welches das Unbillige konstatiren sollte, das darin liege, wenn man das Herumvagiren ausländischer Doktoren im Lande dulde, und durch eine solche Toleranz die einheimisch graduirten Aerzte in ihrem Erwerbe beeinträchtige.

Die Entwicklung dieser Denkschrift mußte der wackere Doktor einer glücklicheren Stunde anheimstellen; gegenwärtig fehlte es ihm an der hierzu erforderlichen Inspiration um so mehr, als ihn dringende Geschäfte nach Kaltenbad riefen, welches eine kleine Viertelstunde weit von Landeshütten entfernt lag. Kaltenbad war eine Wasserheilanstalt, welche der stets rege Spekulationsgeist Doktor Habernagels in's Leben gerufen. Der geniale Mann hatte hier ein Restaurationshaus gebaut, dessen Vorderfronte Gastzimmer, dessen Rückseite Küchen und Bäder einnahmen, während ein Garten das Kurhaus umrahmte. Alljährlich, wenn die gute Jahreszeit herankam, verkündigten auffallende mit Riesenhänden eingeklammerte Inserate dem Publikum der Provinz, daß Doktor Habernagel seine Wasserheilanstalt

Kaltenbad bei Landeshütten mit ihrer Heilgymnastik und ihren Sand-, Moor- und Wasserbädern den Kranken aller Zonen wieder geöffnet habe und daß namentlich künstliche Seebäder bereit seien, bankerotten Lebenskräften wieder auf die Beine zu helfen.

Diesmal war es eine wichtige Angelegenheit, welche den Doktor so eilig nach Kaltenbad rief. Der Pächter der dortigen Restauration hatte ihm nämlich die allarmirende Nachricht zukommen lassen, daß ein Patient sich plötzlich so verschlimmert habe, daß sein Zustand das Aergste befürchten lasse.

„Das wäre mir eine schöne Geschichte!" murmelte der Doktor, als er sich rasch in der Allee hinbewegte, die von Landeshütten gegen Kaltenbad führte. „So lange Kaltenbad steht, ist mir noch kein Patient dort gestorben — und es soll mir auch keiner da sterben! Jetzt vollends nicht, wo dieser Andermann meine Existenz zu bedrohen anfängt! So lange ich Kaltenbad habe, ist nichts verloren. Im schlimmsten Falle gebe ich meine Praxis in Landeshütten ganz auf, stelle ihnen ihr Holz und ihre Talgkerzen zur Disposition

und ziehe mich nach Kaltenbad zurück, um ein berühmtes Bad daraus zu machen!“

Eine Visite bei dem kritischen Patienten überzeugte den Doktor, daß wirklich Gefahr im Verzuge sei, und er traf sofort seine Maßregeln, indem er die nächsten Angehörigen des Kranken in Kenntniß setzte, daß nur eine augenblickliche Luftveränderung den Patienten vom sicheren Tode zu erretten vermöge. Eine Stunde Zögerung könne todtbringend sein, die Gebirgsluft von Kaltenbad wirke vernichtend auf die Brust des Armen, der milde Flachlandluft athmen müsse. Er selbst könne und wolle den Tod des Patienten nicht auf sein Gewissen nehmen und wälze die Schuld davon auf die Schultern derer, welche sich nach dieser ernsten Eröffnung nicht zum schleunigen Abzuge entschließen würden. Diese allein wären dann die Mörder des Kranken!

Wo gibt es Angehörige, die einer solchen Argumentation widerstehen könnten? Ehe der Tag zur Neige ging, hatte der gefährliche Kurgast das Feld geräumt, um sechs Meilen von Kaltenbad auf der Reise zu sterben.

Mitten durch die Reihen seiner Patienten,

welche eben aus dem eiskalten Bade hervorgekommen, in weißes Linnen eingehüllt Luft- und Sonnenbäder nahmen und, Tempelrittern nicht unähnlich, mit ihren faltigen weißen Linnenmänteln den Sand der Gartenpromenade fegten, nahm Doktor Habernagel seinen Rückzug nach der Stadt.

Als er so rasch hinschritt, schreckte ihn plötzlich nahes Wagenrollen aus seinen Gedanken auf. Von einer eigenthümlichen beklemmenden Ahnung erfaßt, wandte er sich und sah einem jungen Manne in das Antlitz, der neben einer zarten Frauengestalt, über deren Gesicht ein grüner Schleier lag, in einem Reisewagen lehnte und mit Interesse die Gegend zu betrachten schien. Der schnell vorüberrollende Wagen trieb dem Doktor den Staub in das Gesicht, er drückte den Hut fester in die Stirn und sagte nicht im friedlichsten Tone halblaut vor sich hin:

„Ich möchte fast wetten, daß das dieser medizinische Eindringling ist, der da seinen Einzug in Landeshütten hält!“

Und Habernagel hatte sein Kassandrainstinkt nicht getäuscht.

Doktor Ferdinand Andermann hatte seine Gat-

tin Leontine nach dem Orte seiner künftigen Wirksamkeit geführt, und kaum hatte er sich in Landeshütten halbwegs wohnlich eingerichtet, so pochte es auch schon an seine Thür, und herein trat Herr Sauermann, der Apotheker, um nach einigen einleitenden Begrüßungsformeln dem Zukunftsdoktor denselben Kontrakt zu unterbreiten, den Habernagel vor Kurzem so schmählich gebrochen.

Andermann hörte den Apotheker ruhig an und sagte dann:

„Mit dem, was Sie mir da vorschlagen, bester Herr, ist es nichts. Ich werde meinen Kranken vorschreiben, was ich eben für nothwendig und zweckmäßig erachten werde. Wenn Sie mir also zumuthen, mich irgendwie zu binden, mehr zu thun, als absolut nöthig, oder Ihnen in die Hände zu arbeiten, damit Sie Ihre alten Medikamente an die Armen auf Gemeinderechnung absetzen, so halte ich Ihnen das zu gut, weil Sie mich nicht kennen. Wenn in dieser Beziehung aber kein Engagement zwischen uns möglich ist, so mache ich Ihnen doch einen anderen Vorschlag, bei dem Sie auf ehrliche Art recht gut bestehen

könnten. Ich habe mich in den wenigen Tagen, die ich in Landeshütten zugebracht habe, in dem Bezirke umgesehen, ich habe auch die Umgegend auf mehrere Meilen in der Runde rekognoszirt und gefunden, daß weit und breit kein Spital ist, und daß es keinen geeigneteren Ort für ein solches gebe, als Landeshütten. Die Finanzen der Stadt befinden sich, wie man mir sagte, in einem so geregelten Zustande, daß sich alle Jahre nicht unbedeutende Einnahmsüberschüsse ergeben. Wie wäre es, wenn Sie Ihren Einfluß im Gemeinderathe, dessen Mitglied Sie sind, dahin geltend machten, daß die Kommune etwas thäte, um ein Krankenhaus in's Leben zu rufen? Dabei würden Sie, sollte ich glauben, Ihre Rechnung finden."

Der Apotheker schüttelte melancholisch den Kopf und sagte:

„Wenn ich den Antrag im Gemeinderathe auch einbringe — ich bleibe mit ihm in der Minorität! Denn man hat schon ein Projekt, wie man das ersparte Geld anbauen will. Ein Theater wollen sie bauen, der ganze Gemeinderath schwärmt für ein Theater. Da haben Sie zuerst den Gemeinderath Wanker — er ist Baumeister und

hofft den Theaterbau zu führen. Weiter ist der Schneider Birnfeld — der glaubt alle Garderobearbeiten in Akkord zu erhalten. Kommt der Zuckerbäcker Mixlein — der aspirirt auf die Kredenz. Ist gleich darneben der Friseur Dannerl, der den Herren und Damen vom Theater die Köpfe zurechtsetzen zu können hofft und nebenbei auch auf die Erweiterung seiner Kundschaft spekulirt, da der Theaterbesuch die Damen zwingt, stets mit elegant zugerichteten Köpfen zu erscheinen. Auch der Maler Schmierlein sitzt im Rathe und denkt die Plafonds und später die Dekorationen zu malen. Der Zimmermeister nimmt den Dachstuhl für sich in Anspruch, und endlich ist da ein Gemeinderath, der gar nichts anderes ist als Gemeinderath, und weil er nichts zu thun hat, auf die Theaterkassierstelle spekulirt. Da haben Sie den festen Phalanx der Majorität, der gegen mich votiren würde, wenn ich mit dem Spitalplane herausrückte. Mit mir würde höchstens Herr Feistlein, der Traiteur, stimmen, weil er Aussicht hätte, die Küche im Spital zu erhalten. Das gibt aber zwei Stimmen gegen sieben, welche sieben recht ausgiebig sind und darauf hinweisen

würden, wie ein Theater, wenn die Gemeinde die Verwaltung desselben in eigener Regie führte, sich zu einer permanenten Einnahmsquelle gestalten könnte, während ein Spital immer nur Geld verschlingen und keines einbringen würde. Da wird man den Mund voll Kunst und Aesthetik nehmen und mich armen Spitalmann zu Boden donnern."

„Verzweifeln Sie nicht, lieber Sauermann," meinte Andermann lächelnd. „Versuchen Sie es vielmehr den Kampf aufzunehmen. Neben Ihnen steht der Phalanx jener abgehärmten Webergestalten, welche der Tod hinmähen wird, wenn Gott einmal eine Seuche über sie schickt. Kämpfen Sie, lieber Sauermann — der Himmel hat schon Wunder gewirkt, warum sollte er nicht auch einen ästhetischen Gemeinderath auf den Pfad der Vernunft und Humanität führen können? Sagen Sie dem Gemeinderathe, daß wir kein Spital erst zu bauen brauchen, daß das Kloster, auf welches der betreffende Orden nicht mehr reflektirt, sich ganz gut zu einem Krankenhause adaptiren lasse. Sagen Sie den Herren weiter, daß Doktor Andermann sich verpflichtet, dem Spitale seine unentgeltliche Thätigkeit mit aller Aufopferung so

lange zu weihen, als er sich in Landeshütten aufhält, daß es sich also nur darum handelt, einen Fond zu gründen, um die ersten zehn oder zwanzig Betten in's Leben zu rufen. Das Uebrige wird sich finden, denn Thaten der Humanität werben immer edle Freunde, die das Beispiel der ersten Wohlthäter fortreißt."

Sauermann versprach die Motion bezüglich eines in Landeshütten zu gründenden Spitals einzubringen — ob aus innerer Erregung, ob im Hinblick auf den voraussichtlichen Absatz, das wollen wir unerörtert lassen.

Andermann begann inzwischen seine Praxis auf eine eigenthümliche Art. Er sagte nicht zu den Armen — denn reiche Patienten hatte er keine — „zu dieser Stunde bin ich zu sprechen, zu dieser Stunde müßt Ihr aus meilenweiter Entfernung zu mir kommen, Ihr mögt Zeit haben oder nicht!" Nein — draußen winkten die schönen Sommertage, sie lockten den rüstigen Mann zur Fußwanderung an, und zu früher Stunde machte er sich, die kleine Reisetasche mit der Hausapotheke umgegürtet, auf den Weg, um den Armen den Weg zu ersparen, um sie aufzusuchen von Dorf

zu Dorf. Er theilte sich den Bezirk in drei, vier Abschnitte ein, und beging diese nacheinander, und als er zum zweiten, zum dritten Mal in dasselbe Dorf kam, da zogen schon die Männer, die ihm begegneten, achtungsvoll die Mützen, und die Frauen und Mädchen in den Hausthüren oder an den Fenstern riefen ein helles „Gelobt sei Jesus Christus!“ und die Jungen, die zur Schule gingen, rissen ehrfurchtsvoll die Kappen vom Kopfe. Wo aber ein armer Kranker lag, da sah man den jungen rüstigen, freundlichen Mann mit Freude kommen, küßte ihm die Hände und rief dem Nachbar mit leuchtendem Gesichte zu: „Der Herr Doktor ist da!“

Ein solches Wirken konnte auch den Wohlhabenderen kein Geheimniß bleiben. Die Unbefangenen bekamen einen Respekt vor dem neuen Doktor; die aber, welche sich, unter dem Einflusse Habernagels stehend, vor dem Allopathen fürchteten, kamen unwillkürlich auf den Gedanken: „Ein braver Mensch muß dieser neue Doktor sein — Schade, daß er noch in den alten medicinischen Vorurtheilen steckt und Allopath ist!“

Einmal traf der Doktor bei einem seiner

Streifzüge auf den Amtmann, der herzlich auf ihn zuschritt, ihm warm die Hand drückte und sagte:

„Siehe da, unser neuer Herr Doktor! Also auf dem Lande muß man ihn zufällig treffen — kann er sich denn sonst nicht zeigen? Ich weiß — weiß — haben viel zu thun — habe davon gehört — sollen es ganz anders treiben, als Doktor Habernagel, der den armen Leuten förmliche Audienzen gibt, als ob er Aeskulap in eigener Person wäre und das Jus gladii besäße! Nun der Krug geht so lange zum Wasser, bis er bricht!"

Während die Leute, die den Amtmann Arm in Arm mit dem Doktor hinschreiten sahen, verwundert drein blickten, benutzte der letztere die günstige Gelegenheit, dem Amtmann das Spitalproject zu entwickeln und nahe zu legen.

„Ah! so geht die Idee von Ihnen aus?" rief der Amtmann mit Interesse. „Dachte ich mir's doch, daß sie nicht aus Sauermanns Kopfe herausgewachsen ist! Aber der erste Anprall ist abgeschlagen — wissen Sie das schon, Herr Doktor? Der Gemeinderath von Landeshütten hat mit sieben gegen zwei Stimmen einen Theaterbau

votirt, und das Spital ad acta gelegt! Die Sache ist schon bei uns, da der Regierungskonsens eingeholt werden muß. Und da können Sie sich schon trösten, lieber Doktor! Aus dem Theater wird nichts! Wir werden den Landeshüttenern den freundlichen Rath geben, ihr Geld besser und nützlicher anzuwenden, und wenn es ihnen so sehr um einen ästhetisch-künstlerischen Genuß zu thun ist, eine Dilettanten-Gesellschaft zu organisiren! Da hat Ihr Spital, lieber Doktor, blieb es gleich im Gemeinderathe in der Minorität, noch weit mehr Aussicht zum Leben zu kommen!"

Diesen wohlwollenden Bescheid leicht hinwerfend schüttelte der Amtmann dem Doktor die Hand und ließ diesen voll guter Hoffnungen zurück.

„Victoria!" rief Andermann, als er sich wieder gegen Landeshütten wandte, langsam durch die Erntefelder hinschreitend; „ich glaube, meine Sache ist halb gewonnen, — ich habe das Amt für mich! Jetzt soll der Himmel eine Epidemie schicken — das ist ein grausamer Wunsch, ich weiß es, aber es gab einen großen Arzt, der sagte: Quod medicamenta non sanant, ferrum

sanat; quod ferrum non sanat, ignis sanat: Feuer und Schwert, glaube ich, müßten nöthig sein, um in diesem Abdera das Bessere zur Geltung zu bringen!"

Und eine eigenthümliche Fügung war es, daß der Gemeinderath von Landeshütten anstatt des angestrebten Theaters den Typhus oktroyirt bekam von einer höhern Gewalt, gegen die sich kein Veto einlegen ließ. Durch die Dörfer des Gebirges schritt der Würgengel, und eine Leiche sank neben der andern am Webstuhle hin.

Andermann hatte viel zu thun, wollte er überall helfen und da, wo nicht zu helfen war, trösten. Wenn er in einem Dorfe erschien, sammelten sich die Leute um ihn, und er sprach ihnen Muth zu, beschwichtigte ihre Furcht und fügte dem Rathe und Zuspruch auch oft nach Kräften die thätige Unterstützung bei.

Dabei hing er mit begeisterter Kraft an dem Gedanken, daß die armen Leute nicht in der Einsamkeit des Dorfes, im besten Falle der Diskretion eines Arztes überantwortet, verkommen und hinsterben sollten wie die Fliegen.

„Der Himmel hat die Ruthe geschickt für ein

Jahr — er wird auch die Hilfe schicken für alle Zeiten!“ sagte er überzeugungsinnig zu sich selbst und der Angelpunkt seines Denkens und Thuns war das Motto: Landeshütten muß ein Krankenhaus erhalten!

Diese Worte waren eine Art katonischen „Ceterum vero censeo, Carthaginem esse delendam,“ der Refrain einer jeden Eingabe, die er nun nicht müde wurde täglich an das Amt zu leiten. Wenn die Krankheit nicht noch mehr um sich greifen, wenn sie überwältigt werden soll, schrieb er, muß sie concentrirt werden. Die Dörfer müssen ihre Leidenden an die Stadt abgeben, und diese muß ihnen ein rettendes Asyl öffnen.

Und siehe da, dem Ceterum vero censeo wurde das Amt plötzlich durch die Dekretirung eines Nothspitals in Landeshütten aus höheren sanitären Rücksichten gerecht, dessen Erhaltung vorläufig, bis zur Ermittlung der Konkurrenz, der reichen Kommune oblag.

„Das ist's, was ich wollte!“ sagte Andermann mit Genugthuung, als ihn das Amt von der Kreirung der Anstalt mit der ehrenden Aufforderung in die Kenntniß setzte, die Leitung der-

selben in die Hand zu nehmen. „Aber was sagte der Herzog von Lothringen, als seine Leute in das verlassene Türkenlager vor Wien siegestrunken einbrachen? Castra tenemus, nondum victoriam! Das Lager haben wir, noch nicht den Sieg. Aber wir wollen auch den vollen Sieg an uns fesseln!“

Ohne daß Andermann es anstrebte, ohne daß er sich deswegen bemühte, hatte er sich inzwischen auch da eine Praxis erobert, wo mehr zu holen war als bloßer Gotteslohn.

„Die Allopathie muß doch noch nicht auf so schwachen Füßen stehen, wie ihr solche Doktor Habernagel oktroyiren will!“ sagten die Wohlhabenderen allmälig; „der neue Doktor behandelt doch eine Menge von Leuten armer Klasse, die sich verhältnißmäßig wenig gönnen können, was der Genesung förderlich wäre, und doch sterben ihm weit weniger Patienten als dem Habernagel mitsammt seinen so plötzlich in den Himmel erhobenen Kügelchen und Pülverchen! Das müssen wir uns überlegen!“

Und die Leute überlegten sich's und Andermann hatte sich über das Resultat dieser Ueber-

legung keineswegs zu beklagen. Den Ausschlag gab aber ein eklatanter Fall, wo Andermann zum Konsilium bei einem reichen Herrschaftsbesitzer der Umgegend berufen, mit der Kraft der Ueberzeugung gegen die Behandlungsmethode Habernagels in die Schranken trat.

Es ist ein eigenes, geheimnißvolles Ding um ein Konsilium. Die meisten flüstern sich das Wort nur leise mit ehrfurchtsvoller Scheu zu und nehmen dabei eine Miene an, als machten sie ein Kreuz über den, welchen es betrifft.

Wenn man in einer Hauptstadt vor einem eleganten Hause Stroh über die Straße gebreitet sieht, während drei, vier Equipagen vor dem Hausthor harren, so macht man wohl einen kleinen Umweg um die Wagen, blickt traurig zu den Fenstern empor, deren Rouleaux herabgelassen sind und sagt zu seinem Nachbar halblaut:

„Gewiß ein Konsilium!"

Und drinnen stehen die drei, vier Eigenthümer der unten harrenden Equipagen an dem Krankenlager des reichen Mannes, greifen einer nach dem andern dessen Puls, machen bedenkliche Gesichter, treten dann in ein Nebenzimmer, in welchem sie

sich eine Viertelstunde lang in lateinischer Sprache lebhaft unterhalten, während drinnen im Krankenzimmer die Angehörigen des Leidenden die Minuten zählen, und kommen dann in der Regel achselzuckend in dem Konsilium überein, daß die Behandlungsart des ordinirenden Arztes die allein richtige war und nichts weiter zu thun sei.

Und wenn die Leute die drei, vier Herren die Stiege herabkommen und in ihre Wagen steigen sehen, so sagen sie wohl:

„Ach — die kommen vom Konsilium! Vier Köpfe — macht vier Dukaten! Der Arme — der lebt gewiß nicht mehr lange.“ Zuweilen aber hat die lateinische Unterhaltung der gelehrten Herren ein unerwartetes Resultat. Einer der anwesenden Aerzte opponirt dem Ordinarius, er verficht seine entgegengesetzte Ansicht mit den Gründen der Wissenschaft, und nicht selten wird dann förmlich votirt, als ob es sich um eine Sitzung handle. Und in der That, ist es nicht eine Art Senatsitzung, in welcher in unterer Instanz um Leben oder Tod eines Menschen gewürfelt wird? Wird der Ordinarius überstimmt, dann kommt es darauf an, auf welche Seite sich das Vertrauen der

dem Patienten zunächst stehenden Angehörigen wirft. Entscheiden sich diese gegen den Ordinarius, so nimmt der den Ausschlag gebende Arzt das wankende Leben in seine Hand.

Und so geschah es Andermann.

Und das wankende Leben erstarkte unter seiner Hand, welche mit der Sicherheit der Wissenschaft, nicht mit dem Schlendrian althergebrachten Handwerks manipulirte. Als der Gerettete dem jungen Arzte dankte, sagte dieser mit abwehrendem Ernst:

„Es war eine glückliche Kur — nichts weiter. Sie hätte ebenso verunglücken können. Wenn sie geglückt ist, so danken Sie es der Anwendung des Satzes, welchen die neue, erleuchtetere Medicin als einen ihrer Fundamentalsätze anerkennt, wie eine andere Schule einst den Aderlaß und die Schröpfköpfe angebetet hat. Mephistopheles spricht, obwohl in böser Absicht, diesen Satz aus, indem er sagt: „Das Blut ist ein gar kostbarer Saft" — und was kostbar ist, muß man festhalten und schonen. Man hatte Ihnen von diesem kostbaren Safte eben noch so viel gelassen, daß ich nicht zu spät kam. Erkennen Sie aus diesem offenen Geständnisse die Kleinheit meines Verdienstes!"

Zu Hause aber sagte Andermann zu seiner jungen Frau:

„Sieh, liebe Leontine, ich habe da von dem Baron, welcher es sich nicht ausreden läßt, ich hätte ihn vom Tode errettet, ein Palmar von tausend Gulden erhalten. Du kennst nun meine Lieblingsidee. Du weißt wie ich in dieses Gebirge ein Krankenhaus hinzaubern möchte, zum Trost der armen Weber für alle Zeiten. Und der Gründung dieses Spitals will ich denn nun die tausend Gulden, dieses erste, jungfräuliche Honorar, das ich mir hier erworben, widmen, und zwar laut und offen, damit ihr Beispiel fortreiße, damit sie andere Tausende nach sich ziehen, bis das Spital groß und herrlich dasteht zum Segen für die ganze Umgegend."

Und die tausend Gulden wirkten. Der Herrschaftsbesitzer, der sich von seinem Arzte nicht an Edelmuth mochte überbieten lassen, stellte dem von diesem angestrebten Zwecke im Dankgefühle für die wiedererhaltene Gesundheit fünftausend Gulden zur Disposition, und der Gemeinderath von Landeshütten, welchem es das Amt nahe legte, daß er sich durch die Gründung eines Kran-

kenhauses ein bleibenderes Verdienst als durch den Bau eines Theaters erwerben würde, nahm das humane Unternehmen unter seine Aegide und stellte es fest für alle Zeiten.

Im Bezirke Landeshütten kannte man fortan nur einen Arzt, den Doktor Andermann. Er hieß nicht mehr der „neue Doktor," sondern „der Doktor" schlechtweg, und wenn die Leute von „dem Doktor" sprachen, so leuchteten ihnen immer die Augen vor Stolz und Freude.

Von Habernagel war keine Rede mehr.

Er war schon auf dem Punkte, selbst seine Kaltwasserheilanstalt zu schließen, weil sich ihm ungeachtet aller Annoncen kein Patient mehr anvertrauen mochte, als ihm Andermann eine vortheilhafte Offerte wegen Uebernahme derselben machte, auf die Habernagel mit Vergnügen einging. Von dem Pachte, den ihm Andermann zahlt, und sonstigen kleinen Resultaten dreißigjähriger Praxis lebt er verschollen und vergessen in einer kleinen Stadt. Kaltenbad hat Andermann dem Krankenhause, seiner Schöpfung, seinem Lieblingskinde, wie er es scherzweise nennt, wenn er sagt: „zuerst kommt das Krankenhaus — dann mein Erstge-

borener, so ist die Rangordnung in meinem Herzen" — zur Disposition gestellt.

Leontine zürnt ihm dann wohl im Scherze, daß er seinen Erstgeborenen so zurücksetze und nennt ihn den Humanitätsmissionär in der Wildniß, der als armer Mann sterben werde.

Und Andermann schlingt dann wohl seinen Arm um das blühende Weib und sagt:

„Was der Mann erfaßt, soll er festhalten mit der Kraft der Begeisterung — heiße es die Wissenschaft, die Menschheit oder die Liebe! Kannst Du mir zürnen, Leontine, daß ich sie alle drei zu verschmelzen suche nach bester Kraft?"

Kleinbadeleben.

I.

Sei mir gegrüßt, du duftender Fichtenwald, du liebliches, waldumsäumtes, bergumragtes Thal — sei mir gegrüßt im Schimmer der scheidenden Sonne!

Müde von der Arbeit eines Jahres, komme ich zu dir, du reizendes Oertlein, du harziger Wald, den eben der letzte Strahl der scheidenden Sonne küßt — nimm mich auf in deinen Schatten, laß dein Laub rauschen und flüstern zu meinen Häupten — singe mich in den Schlummer, du melodisches Glöcklein aus ferner Waldkapelle ...

Da bin ich wieder und stelle mich dir zur Verfügung Natur — laß mich essen dein einfaches Brod, laß mich trinken den süßen Wein der Berg- und Waldluft — aber bescheide mir auch einige Forellen, einige Birkhühner und kernigen Rehbraten daneben.

Dort steigt auch Einer aus — auch ihm gib deine Forellen, du sprudelnder, murmelnder Gebirgsbach — auch er will gesund werden.

Jetzt ist er dürre und ausgetrocknet — in seinen gemessenen Bewegungen, in seinem bedächtigen Wesen, in seinem etwas philiströsen Aufzuge trägt er den Staatshämorrhoidarius unverkennbar zur Schau.

Indem er bedächtig dem Einspänner entsteigt, hütet er ein Paket mit Argusaugen — ein Paket, das wenigstens dreißig Pfund wiegt. Er schleppt es im Schweiße seines Angesichtes in's Hotel, und als es der Kellner schon übernommen hat, hütet er es noch immer wie seinen Augapfel und tastet von Zeit zu Zeit mit der Hand darnach aus, um sich zu überzeugen, ob es sich noch Niemand unrechtmäßiger Weise zugeeignet hat.

Der Wirth lüftet das Käppchen und ruft:

„Freut mich sehr, Herr Rath, haben wieder einmal Urlaub genommen —"

„Auf sechs Wochen, Herr Wirth, die ich hier verleben will!" sagt der Ausgetrocknete. „Ich habe mich den Winter über fürchterlich abgearbeitet — ich bin ganz auf den Hund gekommen.

In den sechs Wochen meines Urlaubs werde ich nichts Anderes thun, als frische Luft schöpfen und meiner Lunge neuen Sauerstoff zuführen. Nur einige sehr schwierige und verwickelte Fälle habe ich mir mitgenommen, die will ich hier in aller Ruhe bearbeiten!"

Dabei tastet der gute Mann wieder nach dem riesigen Paket aus, um sich zu überzeugen, daß es noch da sei.

„Das sind also Akten?" fragt der Wirth, auf das Paket zeigend.

„Ja wohl, Akten — sieben bis acht komplizirte Fälle, jeder wird mir wohl vier bis fünf Tage zu studiren, zu denken und zu schreiben geben!"

„Und das nennen Sie einen Urlaub und eine Erholung?" fragte der Wirth, die Hände über dem Kopfe zusammenschlagend.

Der Wirth kann sich nicht weiter mit dem Hämorrhoidarius befassen, der sich nicht einmal während des Urlaubs Ruhe gönnt, die schwierigsten Fälle mit in's Bad schleppt und sich wundert, wenn ihm die Kur nichts nützt — ein Engländer, der sich nun auch aus dem Fuhrwerke

herausgeschält hat, nimmt ihn in Beschlag und fragt ihn:

„Sagen Sie mir, Herr Wirth, ist das hier das Hotel, welches die Wetterfahne vor sich hat?“

„Die Wetterfahne vor sich — wie meinen Sie das?“

„Habe gehört, daß in diesem Bade sollen sein zwei Hotels, die eines das andere anschauen thun. Eines davon soll sein im Besitze einer Wetterfahne, welche anzeigt Ost, West, Nord und Süd. Da aber in einem Bade Alles ankommt auf die Witterung, auf Wind und Wetter, so möchte ich immer die Wetterfahne haben vor Augen und mich daher einquartieren in dem Hotel, welches hat keine Wetterfahne, um immer schauen zu können auf das Hotel, welches hat die Wetterfahne.“

„Dann müssen Sie sich hinüber bemühen,“ sagt der Wirth phlegmatisch, „denn ich bin der Hotelier mit der Wetterfahne!“

Der Engländer überzeugt sich, daß die Wetterfahne wirklich über dem Dache des Gasthofes schwebt und läßt dann in aller Seelenruhe sein Gepäck nach dem gegenüberliegenden Hotel tragen.

Man sieht bald drüben seinen lichtblonden

Kopf an einem Fenster des ersten Stockwerkes auftauchen und nach der Wetterfahne des abandonnirten Hotels auslugen — die Züge des Engländers scheinen einen zufriedenen Ausdruck anzunehmen — der Wind weht jedenfalls aus Ost, Südost oder Nordost.

Jetzt tritt aus dem Hotel, welches keine Wetterfahne hat, ein ältlicher Mann heraus, er nähert sich dem Wirthe des bewetterfahnten Gasthofes mit den Worten:

„„Ich werde doch das Dachstübchen bei Ihnen nehmen! Sorgen Sie nur dafür, wenn mein Gepäck ankommt, daß an den zwei in Leinwand genähten Päcken nichts geschieht, — in dem einen ist Waldwolle, in dem anderen ist Fichtennadelextrakt!"

Der Mann verschwindet im Inneren des Hauses, der Wirth zuckt die Achseln und beantwortet meine Frage, wer der Herr sei, mit einem Seufzer, der sich wie ein unterdrückter Schmerzensschrei ausnimmt.

„Ach," sagt er, „das ist der Herr von Sendelmeier. Er hat in allen hiesigen Hotels und auch in allen größeren Privathäusern brieflich

Wohnungen bestellt — diese wurden ihm auch reservirt, als er aber in persona erschien, fand er alle Logis viel zu theuer, obwohl er sich brieflich über die Preise vereinbart hatte, und das Ende vom Liede ist nun, daß er bei mir eine Dachstube nimmt, die ich sonst nur für Fluggäste bereit halte, da ich sie Badegästen gar nicht anzubieten wage!"

„Und welches Bewandtniß hat es mit der Waldwolle und dem Fichtennadelextrakte?"

„Das sind zwei fixe Ideen des Herrn von Sendelmeier. Er will die Waldwoll- und Fichtennadelbäder hier einführen und hat sich das Rohmaterial aus Breslau mitgebracht, als ob es hier an Fichtennadeln fehlte! Der Fichtennadelextrakt besonders soll nach seiner Behauptung wirken — wenn man je einen Löffel davon in ein Wannenbad gibt, so soll man nach dem zwölften Bade Nerven wie Stränge haben!"

„Herr von Sendelmeier scheint ein sonderbarer Kautz zu sein!"

„Er repräsentirt, wie Sie ihn da sehen, eine Gattung. In seiner Heimathstadt spielt er eine traurige Rolle und seine ganze Thätigkeit besteht

darin, daß er seinen Gläubigern nach Thunlichkeit ausweicht. Hier bläst er sich auf, läßt sich Baron tituliren und heftet sich an die Fersen seiner adeligen Landsleute, um zeitweilig einen Platz in ihren Equipagen zu erhalten und zu ihren Tafeln zugezogen zu werden, die im Kursaale abgehalten werden, der eigentlich zum gemeinsamen Sammelpunkte für alle Badegäste bestimmt ist, den aber gewisse Coterien ausschließlich mit Beschlag belegen!"

II.

Wir sind im Walde gelegen auf duftigem Fichtenzweigpflaster und haben ein Luftbad genommen — nun wollen wir auch ein Wasserbad nehmen.

Diesmal greifen wir ausnahmsweise zur Wanne.

Die Badewärterin, ein steinaltes Mütterchen, würde gern alles Wasser, welches die nahen Berge dem Badeorte zusenden, in unserer Wanne concentriren, aber es will keines zum Vorschein kommen.

Der Hahn wird hin und her gedreht, der Alten rinnt der Schweiß von der runzligen Stirn — aber kein Wasser zeigt sich.

Die Alte holt als Succurs ihren Sohn herbei, einen Vierziger, der ihr als Alterego, als Wasserpumper, zur Seite steht. Er erscheint mit einer langen, dicken Ruthe, die er in die Wasserröhre hineinsteckt, nachdem er den Hahn abgeschraubt hat — aber auch diese Operation hat kein günstiges Resultat.

Ich fange an zu glauben, daß selbst ein zweiter Moses aus dieser Röhre kein Wasser hervorzuzaubern im Stande wäre.

Die Alte und der Junge geben in ihrer Rathlosigkeit ein possirliches Genrebild ab, welches noch durch den Umstand ein pikantes Relief erhält, daß der Junge bloßfüßig ist.

Nachdem sich Mutter und Sohn lange angesehen, sagte die Alte endlich:

„Wirst sehen, Junge, s'st nichts Anderes, als daß sie da drüben im Kranz wieder Forellen fangen!"

„Hast recht, Mutter" stimmte der Bloßfüßige zu, „sie werden's machen wie letzthin, wo sie die

Oeffnung, durch welche das Wasser in's Badhaus zufließt, verstopften, damit ihnen die Forelle nicht entschlüpfe! Ich will mal sehen, wie's steht!"

Der Bloßfüßige ging auf Rekognoscirung aus und kam nach fünf Minuten mit dem Bescheide zurück:

„Wie ich gesagt habe, Mutter! Sie haben Forellen gejagt! Eine hat sich im Bache gezeigt und da sind's neingekrochen — der Hausknecht und der Kellner und die Köchin, und haben die Forelle zu fangen gesucht und alle Löcher, durch die sie entwischen könnte, verstopft — den Kellner hättest Du sehen sollen wie der im Wasser herum watete! Nackt bis an die halben Schenkel und am Oberleib den schönen schwarzen Frack! Endlich haben sie die Forelle bekommen! — sie war nicht länger als mein Zeigefinger!"

Tant de bruit pour une omelette! denken wir und fragen:

„Nun wird vielleicht Wasser zu Tage kommen und ich werde baden können!"

„Wir werden sehen!" meinte der Bloßfüßige phlegmatisch und will schon mit der Weidenruthe in die Röhre hineinfahren, um zu sondiren —

da fällt ihm die Alte in den Arm und ruft entsetzt:

„Wo denkst hin, Bub? Wenn die drüben im Kranz im Wasser herumgewatet sind, der Hausknecht, der Kellner und die Köchin, so haben sie ja den Schlamm aufgerührt und das Wasser getrübt — da müssen wir warten, bis es wieder rein wird!“

„Hast Recht, Mutter — wir müssen warten!“ intonirte der Bloßfüßige und setzte sich mit seiner Weidenruthe gemüthlich hin.

Endlich nach einer Viertelstunde zeigte sich Wasser, das zum Baden zu verwenden war — die Alte schleppte in Kannen warmes herbei — ich verlangte den Thermometer.

Die Alte brachte ihn — ich sah ihn an und fand, daß die Glassäule gebrochen und das Quecksilber hier und da in Klümpchen angesammelt war.

„Was bringt Ihr mir da für einen Thermometer?“ fragte ich. „Der ist ja geborsten und unbrauchbar!“

„Es hat ihn halt Jemand zerschlagen,“ bemerkte die Alte phlegmatisch, „weiß nicht wer,

Niemand meldet sich dazu. Aber ich glaub', daß Sie ihn deswegen doch in's Wasser stecken können! Das Queckſilber ist noch drin!"

„Sancta simplicitas!" murmeln wir und suchen uns ohne Thermometer zu behelfen, froh, daß wir überhaupt das Haupterforderniß eines Bades, Wasser, haben!

III.

Nach dem Bade sehen wir uns die Colonnade an. Es sind lauter alte Bekannte, die wir hier treffen. Dort rauscht die Frau Obertribunalräthin von Z. aus Krixelhein daher — sie hat die mächtigste Crinoline im Orte, aber mächtiger als diese Crinoline ist noch ihr Dünkel. Es wird eine köstliche Geschichte von ihr erzählt.

Die Frau Obertribunalräthin von Z. aus Krixelhein und die Frau Tribunalräthin Y. aus Burtehude wollten einmal gleichzeitig in's Bassin steigen, in welchem gemeinschaftlich gebadet wird,

und machten sich auf den Bassinstufen den Vortritt streitig.

„Ich bin die Frau Tribunalräthin Y. aus Buxtehude," sagte die Eine mit Pathos.

„Und ich bin die Obertribunalräthin von Z. aus Krixelheim," sagte die Andere hoheitsvoll und schritt an der niedergeschmetterten Tribunalräthin vorüber in's Bassin.

Dort drüben taucht Herr Neuschul auf, der Tag aus, Tag ein gewissenhaft seine sechs Becher Sauerbrunn mit Molken trinkt. Da er heute noch um einige Nuancen melancholischer aussieht als gewöhnlich, so fragen wir ihn besorgt, ob ihm etwas zugestoßen sei.

„Die Baumwolle läßt mich nicht schlafen," klagt Herr Neuschul. „Ich wette sie wird noch steigen!"

„Leicht möglich!"

„Glauben Sie vielleicht wirklich, daß sie noch höher gehen wird?"

„Wer kann das wissen? Jedenfalls würde ich mit der Hausse gehen, wenn ich in Baumwolle machte."

„Ganz meine Ansicht. Ich schreibe alltäglich

meinem Buchhalter: kaufen Sie alle Baumwolle zusammen, die Sie auftreiben können. Heute will ich selbst nach A. fahren und einige Ballen kaufen, wenn der Preis irgendwie menschlich ist."

„Was höre ich? Sie wollen Ihre Kur unterbrechen?"

Herr Neuschul lächelte melancholisch und entledigte sich eines dicken Wollshawls, der bisher seinen Hals gegen die Unbilden der Witterung geschützt hatte.

„Der Mensch lebt nicht allein von Sauerbrunn und Molke," sagte er, „er lebt auch von der Baumwolle — ich muß hinüber nach A. und abschließen — wenn ich die Ballen habe, werde ich die Kur weit ruhiger fortsetzen."

„Aber Sie werden einen Tag mit dem Trinken aussetzen müssen."

„Das ist wahr, ich sinne bereits nach, wie ich dem vorbeugen könnte. Jetzt trinke ich noch hier meine sechs Becher — es handelt sich also nur um den morgigen Vormittag. Wie wär's, wenn ich mir den Säuerling in einer Flasche mitnähme?"

„Aber die Molke, die Molke!" bemerkte ich

kopfschüttelnd. „Was wird Ihr Hals dazu sagen, wenn Sie ihm plötzlich reinen, kalten Säuerling octroyiren?“

Herr Neuschul sah ängstlich drein und schälte einen zweiten Shawl von seinem Halse ab, wornach sich dieser wohl etwas schlanker, aber noch immer nicht ganz shawllos präsentirte.

„Ich könnte auch etwas Molke mitnehmen,“ meinte er. „Aber ich dachte ursprünglich, daß der Säuerling ziemlich warm, was man sagt, abgeschlagen sein würde, ehe er in A. ankommt — es sind doch vier Stunden dahin.“

„Ich fürchte, daß Sie bei der Beschaffenheit der hiesigen Fahrgelegenheiten jedenfalls abgeschlagener nach A. kommen, als der Säuerling. Wie wär's übrigens, wenn Sie den Säuerling schon hier mit der Molke mischten und die ganze Mixtur in einer Flasche nach A. führten?“

Herr Neuschul wußte offenbar nicht, woran er war, und sah mich mit einem interpellatorischen Blicke an. Aber ich hatte nicht Zeit, diesen Blick zu beantworten; denn ein Herr stürzte auf uns zu, klammerte sich an Neuschul an und sagte mit flehender Geberde:

„Ich höre, daß Sie heute nach A. fahren — nehmen Sie mich mit!“

Herr Neuschul machte ein bedenkliches Gesicht.

„Ich würde es gerne thun, aber wird der Kutscher nicht dagegen protestiren? Bei der Stimmung, die hier gegen Sie herrscht —“

„Es läßt sich ja versuchen,“ unterbrach der Andere flehend den Unschlüssigen. „Ich werde dem Kutscher einen Gulden in die Hand drücken — vielleicht wird ihn das bestimmen, seinerseits wieder ein Auge zuzudrücken und über den Groll, den sein Herr gegen mich gehegt, zur Tagesordnung überzugehen.“

„Wir wollen es riskiren,“ sagte Herr Neuschul großmüthig, „halten Sie Ihren Koffer bereit.“

Der Andere schien plötzlich aufgerichtet zu sein, sein Gesicht strahlte, er drückte Neuschul warm die Hand und entfernte sich elastischen Schrittes.

Neuschul sah ihm lächelnd nach, wickelte, da es mittlerweile wieder wärmer geworden war, den dritten Shawl von seinem Halse und sagte:

„Ich bin selbst neugierig, ob's gelingt!“

„Warum hat denn der Herr, der eben fortging, solche Eile aus dem Bade fortzukommen,

daß er sich bei Ihnen als blinder Passagier eingeschmuggelt hat?“ fragte ich.

„Ach der Arme, er ist zu leidend, um zu Fuße auszuwandern, wenn er sich auch seinen Koffer durch den Boten tragen lassen wollte — zu Wagen fortzukommen, ist ihm aber jede Möglichkeit abgeschnitten.“

„Was Sie sagen! Es geht ihm also wie jenem Badegaste auf Helgoland, der einer Helgoländerin ein Eheversprechen gemacht hat und sich dann drücken wollte, aber kein Fahrzeug fand, das ihn nach dem Continent geführt hätte; die Helgoländer ließen ihn nicht zu Schiffe gehen und er säße noch heute in Helgoland, wenn er sich nicht schließlich, um nur fortzukommen, herbeigelassen hätte, sein Eheversprechen einzulösen.“

„Ganz richtig — der arme Mann, den Sie soeben sahen, befindet sich in einer ähnlichen Lage, er hat sich mit den drei Fuhrwerkhaltern, welche das Bad nebst Umgegend besitzt, so gründlich verfeindet, daß die Drei eine Art Rütlibund geschlossen haben, ihm keinen Wagen und kein Pferd zur Verfügung zu stellen, und wenn er beide mit Gold aufwöge!“

„Wodurch hat sich der Unglückliche die Feindschaft der drei Rosinantebesitzer zugezogen?“

Er machte der Reihe nach mit allen dreien Ausflüge, fand die Preise, die sie stellten, zu hoch und bediente sich bei der Ausgleichung einiger unparlamentarischen Ausdrücke — unsere Einspänner haben aber esprit du corps und halten etwas auf sich.“

IV.

Herr Neuschul erwartet den Einspänner, der ihn nach A. bringen soll. In der Hand hält er eine Maßflasche, in welcher frischer Säuerling perlt. Die Flasche ist nicht blos zugekorkt, sondern auch zugesiegelt, so daß kein Atom des Säuerlings entweichen kann.

Den Hals hat Herr Neuschul vorsichtig in sechs Shawls eingewickelt, deren bunte Enden insgesammt im Winde flattern. Es ist ein wahrer Regenbogen von Shawlenden, in dem alle Farbennuancen vom schreienden Roth bis zum dunklen Ultramarin vertreten sind.

Seitwärts im Gebüsche lauert der Mann, der

bis auf Weiteres im Badeorte internirt ist und die Intervention Neuschuls in Anspruch genommen hat, um aus dem Orte fortzukommen. Er will erst im letzten Moment hervorbrechen, dem Kutscher durch eine Guldennote die Augen verkleben und so durch eine kühne Ueberrumpelung seinen Bann lösen.

Herr Neuschul lehnt melancholisch da, den Blick auf die Quelle gerichtet. Plötzlich sagt er:

„Ich möchte doch noch ein Glas frischen Sauerbrunn trinken — Anton, bringen Sie mir ein Glas Säuerling."

Der Kellner, der die Sehnsucht des Gastes nach frischem Säuerling nicht nach Gebühr zu würdigen scheint, verschwindet lautlos. Herr Neuschul zieht seine Brieftasche heraus, blickt lange zum Himmel, näßt die Bleistiftspitze zwei-, dreimal und schreibt einige Worte in die Schreibtafel.

„Was haben Sie sich soeben notirt?" frage ich ihn.

„Ich habe das Telegramm entworfen, welches ich in A. aufgeben will, wenn ich dort zu wenig Baumwolle auf dem Lager finden sollte. Ich will dann nach Y. telegraphiren und Ordre geben daß

man dort alle Baumwolle, deren man habhaft werden kann, für mich aufkaufe!"

„Sie spekuliren zu viel, Herrr Neuschul, sage ich, „das kann der Kur unmöglich förderlich sein!"

„Glauben Sie?" murmelte Herr Neuschul und bei dem Gedanken, daß er sein Geld möglicher Weise umsonst an die Kur gewendet haben dürfte, wird ihm so warm, daß er sich eines Shawls entledigen muß. Um jedoch das Gleichgewicht herzustellen und den Hals für das ihm so plötzlich entzogene Wärmequantum zu entschädigen, zieht er den Rockkragen etwas in die Höhe.

Anton wird wieder sichtbar und Neuschul erkundigt sich, wann er das bestellte Glas frischen Säuerlings bekommen werde.

„Gleich, gleich, sobald das Domestik kommt!" lautete die unbefriedigte Gegenrede.

Herr Anton unterscheidet scharf zwischen seiner werthen Person und dem „Domestik", worunter er das Dienstmädchen versteht.

Der Einspänner, mit welchem Herr Neuschul nach A. fahren will, keucht endlich den Brunnenplatz hinan. Der Mann, dessen letzte Hoffnung, um aus dem Bade fortzukommen, Neuschul ist

bricht aus dem Gebüsche hervor und es beginnt eine lebhafte Unterhaltung mit dem Kutscher.

Diese ist eben im besten Gange, der Rosselenker hat sich schon bereit erklärt, das Gepäck des von allen Fuhrwerkhaltern für vogelfrei erklärten Mannes aufzuladen und die einzige Bedingung, auf der er noch besteht, ist, daß der blinde Passagier den Ort zu Fuße verlasse und sich erst draußen — eine halbe Stunde vor dem Thore, könnte man sagen, wenn das bescheidene Bad Thore hätte — aufsetze: da scheitert Alles an dem taktischen Aufmarsche eines zweiten Einspänners.

Der Zufall will es, daß gleichzeitig mit Neuschul ein anderer Badegast den Ort verläßt.

Kaum hat Neuschuls Kutscher den Kollegen erblickt, als er alle Unterhandlungen mit dem „blinden" Fahrgaste kurz abbricht und für alle Vorstellungen, Bitten, flehende Geberden unzugänglich, kategorisch erklärt:

„Ich kann Sie nicht mitnehmen!

„Warum nicht? Sie haben mir ja schon die besten Hoffnungen gemacht — Sie schienen geneigt — ist Ihnen ein Gulden zu wenig? wohlan, so sind hier zwei — drei Gulden" —

„Nicht für zehn!“ sagte der Kutscher mit einem tiefen Seufzer und einem schmerzlichen Blicke auf die ihm vorgehaltenen Banknoten. „Wenn mich der andere Kutscher verriethe, käme ich um den Dienst. Mein Herr hat mir auf's Schärfste verboten, Sie aufsitzen zu lassen!“

Und der Kutscher blieb unerbittlich — der Intervenirte mußte sich unverrichteter Dinge auf seine Gepäckreserve zurückziehen. Herr Neuschul drückte sein Bedauern über die mißlungene Expedition aus, brachte seine Maßflasche mit dem Säuerling in Sicherheit, schlang den vorhin in zeitweiligen Ruhestand versetzten Shawl wieder um seinen Hals und fort ging's über Stock und Stein. Der Intervenirte sah dem enteilenden Fuhrwerke wehmüthig nach und seufzte im Stillen:

„Ihm ist wohl, er ist über den Wunsch, fortzukommen, erhaben .....“

V.

Im Gasthofe „zur Eiche“ kann es heute Niemand vor übler Ausdünstung aushalten. Alle Welt steckt die Köpfe zusammen, hält sich die Nasen zu und fragt sich: „Was ist das?“

Die Wirthin ist außer sich, alle Winkel des Hauses werden durchsucht, aber es will sich nichts Verdächtiges vorfinden.

Während das ganze Haus allarmirt durcheinander läuft, schleicht Herr von Sendelmeier die Treppe hinab.

„Mir kommt es immer so vor, als ob der üble Geruch aus Herrn von Sendelmeiers Zimmer käme,“ sagt das Stubenmädchen, „ich will doch gleich nachsehen!“

Die Localbeschau blieb nicht ohne Erfolg, denn ehe fünf Minuten vergangen sind, erscheint das Stubenmädchen wieder und rapportirt:

„Ich hab's ja gesagt — in Herrn von Sendelmeiers Zimmer hat es so übel gerochen! Jetzt wird's gleich aufhören — es ist noch ein Glück, daß ich dahin kam! Das hätte das ganze Haus verpestet!“

„Was hat's denn gegeben?“ frägt die Wirthin.

„Alle Welt kennt Herrn von Sendelmeiers Sparsamkeit,“ meint das Stubenmädchen, „aber daß diese Oekonomie so weit ginge, hätte ich doch nicht geglaubt! Die Molke muß ihm zu theuer vorgekommen sein und er den Gedanken gefaßt haben, sich dieselbe selbst zu bereiten!“

„Jetzt erkläre ich mir Alles!“ rief die Wirthin, indem sie die Hände über dem Kopfe zusammenschlug. „Darum hat er also die Milch bestellt, — ich wußte mir's nie zu deuten, was er mit der rohen Milch anfange! Er hat sich gewiß beim Fleischer den sogenannten Lepmagen gekauft und in die Milch gethan, um diese rasch zu brauchbarer Molke zu machen!“

„Sie haben's errathen, gnädige Frau! Einmal muß er den Kalbsmagen vergessen und ihn liegen gelassen haben, ich fand ihn in einem Winkel des Kastens und warf ihn gleich zum Fenster hinaus! Jetzt wird's gleich nach dem üblen Geruche sein!“

Der Wirthin ist ein Stein vom Herzen gefallen, sie ist wieder heiter und fidel wie gewöhnlich und gibt sich der Sorge für das leibliche

Wohl ihrer Gäste wieder mit ganzem Eifer hin. Es waren schon einige Tage keine Forellen auf der Tafel gewesen und die Wirthin sagte zu Kilian, dem Jungen, der im Hause ab- und zulief und kleine Dienste verrichtete: „Kilian, heute könntest Du in's Gebirge hinaufschauen und ein Paar Forellen fangen — ich werde sie Dir gut bezahlen!"

Kilian läßt sich's nicht zweimal sagen und macht sich auf die Beine.

Während er in den Gebirgsbächen auf Forellen Jagd macht und die Wirthin im Geiste schon mit Rücksicht auf diese Zukunftsforellen den Speisezettel des folgenden Tages entwirft, spielen sich im Hause einige rührende Scenen ab.

Die Frau Obertribunalräthin von Z. hat den Einspänner bestellt, um ihre Abreise nach Krixelhein zu bewerkstelligen. Sie scheint plötzlich, sobald es zur Schlußabrechnung kommt, alle Noblesse abgestreift zu haben. Sie ist wohl sechs Wochen im Bade gewesen und hat während dieser Zeit den Badearzt täglich zu Rathe gezogen und ihn überdieß wohl zehnmal zu ihrem kranken Kinde berufen. Man sollte nun wohl glauben, daß

die Frau Obertribunalräthin den von ihr so stark in Anspruch genommenen Mann im Moment der Abreise durch ein anständiges ihrer Stellung angemessenes Honorar erfreuen würde — und die Frau Obertribunalräthin thut wirklich das Unglaubliche, sie schickt dem Arzte — einen preußischen Thaler. Als der Arzt das immense Honorar entrüstet zurückschickt, erklärt sie, daß sie sich vergriffen und einen Einthalerschein statt eines Fünfthalerscheins ergriffen habe.

Die Frau Obertribunalräthin ist kaum abgefahren, als schon wieder ein Einspänner vorfährt. Mit dem Fuhrwerke will ein Herr, der seine Frau nach dem Bade begleitet hatte, nach der nahen Eisenbahnstation zurückfahren. Die Frau, die sich an der Frau Obertribunalräthin von Z. ein Beispiel genommen zu haben scheint, fragt den Kutscher, was er für die Fahrt nach der Eisenbahnstation verlange.

„Acht Gulden!“ lautet die phlegmatische Antwort.

„Das ist ja himmelschreiend!“ ereiferte sich die Frau. „Acht Gulden wird mein Mann nicht geben.“

„Aber wir sind schon auf acht Gulden übereingekommen!“

„Was fällt Euch ein! Acht Gulden! Da müßte mein Mann wahnsinnig sein — sechs Gulden ist das Aeußerste, was Ihr bekommt!“

Der Kutscher zwinkert mit den Augen, lächelt höhnisch, peitscht in die Pferde und fort ging's dem heimathlichen Stalle zu.

Unterwegs begegnete ihm der Gemahl der Dame, der eine Promenade in den Park gemacht hatte.

„Wohin fahrt Ihr da?“ fragt er verwundert den Kutscher, „ich will ja gleich abreisen!“

„Ihre Frau hat mich fortgeschickt! Sie sagt, Sie müßten närrisch sein, wenn Sie mir die accordirten acht Gulden geben sollten, da fahre ich denn nach Hause, um auszuspannen!“

„Was fällt Euch ein? Kehrt um — was wissen denn die Weiber — Ihr sollt Eure acht Gulden bekommen!“

„Sei's drum,“ brummte der Kutscher, „ich kehre um — aber es ist ein Glück, daß Sie mir begegnet sind! Wenn ich hätte nach Hause fahren und ausspannen müssen, hätt's dann zehn Gulden gekostet!“

Das Hotel wiederhallte inzwischen von Verwünschungen.

Die Frau Obertribunalräthin von Z. hat im Moment der Abreise dem Stubenmädchen eine in feines Velinpapier sorgfältig eingewickelte Münze in die Hand gedrückt. Das Stubenmädchen hatte natürlich geglaubt, es sei ein Dukaten und in Folge dieser Annahme in Seligkeit geschwommen.

Kaum war die Frau Obertribunalräthin um die Ecke gebogen, als das Stubenmädchen das Papier aufwickelte und, o Entsetzen, gewahr wurde, daß ihm die vornehme Dame einen glänzenden, funkelnagelneuen Kreuzer in die Hand gedrückt habe.

Dies Trinkgeld wird in den Annalen des Bades ewig leben. Es kann durch kein zweites übertrumpft werden.

Während das enttäuschte Mädchen weint, fängt Kilian Forellen. Aber es steht geschrieben, daß diese Forellen nicht von den Gästen der Eiche verzehrt werden sollen. Als Kilian nach Hause kommt, ist sein Fäßchen leer — er erklärt steif und fest, daß weit und breit keine Forelle zu sehen sei.

Der Abend kommt heran und mit ihm eine Familie, die den Tag über im Gebirge umhergestreift ist.

„Heute werden uns die Forellen schmecken!“ sagt der im Zustande höchster Ermüdung in's Haus einfallende pater familias.

„Die Herrschaften werden sich schon heute ohne Forellen behelfen müssen,“ entschuldigt sich die Wirthin.

„Nicht möglich! wer könnte denn alle Forellen aufgegessen haben? Sie treiben Scherz, Frau Wirthin.“

„Ich versichere — es war keine Forelle auf dem Tische.“

„Aber der Kilian hat deren ein volles Fäßchen getragen.“

„Der Kilian?“

„Nun ja, der Kilian! Wir saßen in Dintern im Wirthshause, als wir ihn kommen sahen — er bemerkte uns nicht und lief, was ihn die Füße trugen.“

Die Wirthin entfärbte sich und rief in die Küche:

„Kilian!“

Kilian erschien.

„Was hast Du mit den Forellen gemacht, die Du gefangen hast?“

„Ich hab' keine g'fangt.“

„Kilian, reize mich nicht! Hast Du nicht durch Dintern ein Fäßchen voll Forellen getragen?“

Der auf der Lüge Ertappte entfärbte sich und schlug die Augen nieder. Dann wurde er purpurroth im Gesicht.

In diesem Augenblicke kam ein Herr, der im Hotel zur Esche zu soupiren, in der Eiche aber dann immer noch einige Gläser Bier zu trinken und ein Spielchen zu machen pflegte.

„Delicate Forellen waren das heute in der Esche,“ sagte er im Eintreten, um die Wirthin zu necken.

Dieser ging ein Licht auf.

„Kilian,“ sagte sie, mit einem blitzschnellen Blicke den Buben streifend, „Du hast die Forellen in der Esche verkauft?“

Kilian schwieg.

„Geh' mir aus den Augen, Kilian!“ sagte die Wirthin mit einem vernichtenden Blicke.

Kilian folgte dem guten Rathe.

Seither wurde Kilian nicht mehr auf den Forellenfang ausgeschickt. Dieser Akt der Felonie hatte ihn in der Eiche um allen Credit gebracht. Später hat er sich wohl bemüht, sein Vergehen zu sühnen und aus freiem Antriebe schöne Forellen gebracht. Die Eiche bezahlte sie ihm gut, aber der Glaube war dahin.

Seither fragt wohl ab und zu ein Junge, wenn er Kilian necken will:

„Kilian, Kilian, was hast Du mit den Forellen gemacht?“ Garibaldi ist seither amnestirt worden — Kilian aber sind die Forellen noch nicht vergessen worden.

VI.

Erquickt durch ein Bad im Bassin machen wir eine Promenade. Wir kommen an dem Kursaale vorüber, wo ein Künstler das herrliche Piano bearbeitet, welches die löbliche Kurinspection in zarter Fürsorge den Kurgästen zur Disposition

gestellt hat. Das Instrument hat die liebenswürdige Eigenthümlichkeit, daß jede zweite Taste den Ton versagt. Die Kurinspection denkt seit Menschengedenken eben so wenig daran, das invalide Piano stimmen zu lassen, als ihr ein Ausrottungsfeldzug gegen das die Umgegend unsicher machende Heer von Bettlern in den Sinn kommt.

Wir wollen ein wenig ausruhen — da hinkt schon eine eingeschrumpfte Bettlerin auf dieselbe Bank zu, die wir eingenommen haben, setzt sich ganz gemüthlich neben uns, bettelt uns zuerst an und beginnt dann ihren wunden Fuß vor unseren Augen auszufatschen.

Wir fliehen entsetzt und laufen einem Manne in die Hände, der mit hundert Bücklingen auf uns zukommt, um uns eine sorgfältig eingesiegelte Schachtel zu überreichen.

Wir mustern das Ding verwundert und fragen den Mann, was das bedeuten soll.

„Ich dachte, daß die Schachtel Ihnen gehört!“ entgegnete der Alte naiv.

Ich besah die Adresse, da stand: „An den Herrn von Wernesheim!“

Ich machte dies dem Alten begreiflich, und

er steckte seine Schachtel wieder mit einer bankerotten Miene ein. Dafür zog er einen ganzen Pack Briefe aus einer Art Reisetasche, präsentirte mir den Wust und forderte mich auf, mir die Briefe, die mir gehörten, herauszusuchen. Jetzt ging mir ein Flambeau auf — der gute Postbote konnte nicht lesen und mußte es jedem Kurgaste überlassen, sich aus dem Postfelleisen das herauszugreifen, worauf er Anspruch zu haben glaubte. Am Abend findet sich der gute Mann in dem Hotel ein, um die Briefe abzuholen, welche die Post im benachbarten Städtchen dann weiter befördert. Als er mir die erste Visite abstattete, gab ich ihm zwei Briefe und legte das Geld für die entsprechenden Marken bei. Er sah Brief und Geld an, schob mir beides hin und sagte lakonisch: „'s is z'wanig!"

Ich machte ihm begreiflich, daß Alles in der Ordnung sei, aber er schüttelte den Kopf und wiederholte: „'s is z'wanig!"

Ich begann zu ahnen — der Mann erhielt wahrscheinlich für jeden Brief eine Bestellungsgebühr. Ich legte daher auf's Gerathewohl einige Kreuzer zu dem Markengelde hin. Aber noch

immer schüttelte der Unersättliche seinen grauen Kopf, dabei sein stereotypes: „'s is z'wanig!" (es ist zu wenig!) ausstoßend. Ich fügte noch einige Kreuzer hinzu, jetzt war's nicht mehr z'wanig!

Der Alte hat uns etwas lange beschäftigt, jetzt sind wir ihn los und ergehen uns im Parke.

Bei dieser Promenade haben wir die beste Gelegenheit, Studien zu machen. Wir begegnen so manchem Kurgaste und an jeden knüpft sich eine Geschichte.

Dort der alte dicke Herr wäre am letzten Sonntag bald das Opfer eines Knopfes geworden. Ein solcher war ihm nämlich von seinem Rocke abgesprungen und der einzige Schneider des Ortes, dem er das Kleidungsstück zur Ausbesserung des Schadens gegeben, hatte den ersten besten Knopf, der den vorhandenen nur einigermaßen ähnlich sah, der Knopfreihe einverleibt. Der Zufall wollte es, daß der Knopf einem Turnerrocke entnommen war und die Turnerhieroglyphen zur Schau trug. Was war nun natürlicher, als daß die Turner von H., welche am letzten Sonntag einen Ausflug nach dem Bade unternommen hatten, den dicken Herrn für einen Turner hielten und ihn

mit Gewalt zu Kraftproduktionen nöthigen wollten. Er hatte sich seiner Haut zu wehren.

Dort geht ein alter, knurriger Pensionist dahin, der mit sammt seinem unausstehlichen Hunde die Geißel des Bades ist. Der Mann kennt die Galanterie nur vom Hörensagen und hat in Folge seiner Grobheit schon manchen Krakehl gehabt. Es wäre auch gar nichts Interessantes an ihm, wenn ihm nicht auf Schritt und Tritt sein Diener folgte, der durch die devoteste und demüthigste Unterwürfigkeit und Höflichkeit die rüden Manieren seines Herrn wieder auszugleichen sich mühte. Wenn dieser boshaft seinen Hund auf die Hunde harmloser Spaziergänger hetzt, so geht der Diener mit einem: „ich küsse die Hand, Euer Gnaden“ und einer Hutschwenkung bis zur Erde an den Kurgästen vorüber, die sein Herr soeben insgeheim durch das Medium seines Hundes malträtirt.

An den jungen Mann, der dort leichtfüßig dahingeht, knüpft sich auch ein drolliges Histörchen Er ist Prediger in einem preußischen Städtchen und war bis vor Kurzem Adlatus bei einem alten Pastor gewesen, dem das Consistorium das

Predigen eingestellt hatte. Der alte Mann war ein eigener Kauz mit vielen Mucken und Eigenheiten. Er hatte eine kreuzbrave Frau, die immer kränklich war, weil sie vor Jahren der Schlag gerührt hatte. Das hielt den Alten nicht ab, die Frau zu mißhandeln. Wenn er dann Sonntags über den ehelichen Frieden predigte, so mußte die arme Frau in die Kirche gehen und zuhören, wie ihr Gatte der Gemeinde die Segnungen einer glücklichen Ehe auseinandersetzte und mit feierlicher Stimme sprach: Wenn Ihr ein Beispiel vor Augen haben wollt, wie man in der Ehe leben soll, so seht mich und meinen Haushalt an. Mein Weib sitzt mitten unter Euch — ich fordere sie auf, sich zu erheben und Zeugenschaft abzulegen, ob eine glückliche Ehe nicht der Himmel auf Erden sei? — Und die arme gemißhandelte Frau mußte vor der Gemeinde bezeugen, daß ihr Mann der beste Eheherr sei. Und die gute Seele that es auch mit Resignation. Aber war es ein Wunder, daß der Gehülfe des Pastors alle Lust verlor, in einem solchen Haushalte und unter so unangenehmen Verhältnissen zu leben? Er dachte Tag und Nacht, wie er am besten fortkäme, und

kam endlich auf einen originellen Ausweg. Als einmal der inſpicirende Konſiſtorialrath nach dem Orte kam und dem Gottesdienſte, den der junge Prediger abhielt, beiwohnte, verſprach ſich dieſer abſichtlich an einer auffälligen Stelle. Er ſagte nämlich anſtatt crucifixus et sepultus — crucipultus et sefixus. Dies crucipultus et sefixus wurde ſprüchwörtlich, und der Prediger nahm von dem Verſtoße und dem Gerede, das es veranlaßte, Anlaß, um ſeine Verſetzung einzuſchreiten, die ihm auch aus „Dienſtesrückſichten" bewilligt wurde. Der junge Mann verſichert Jeden, daß er ſich neugeboren fühle, ſeit er die Station gewechſelt habe.

Dort kommt ſchon wieder eine Charge — das iſt der Ausflügler. Ihm iſt kein Berg zu hoch und ſteil, kein Punkt zu entlegen, keine Schlucht zu unwegſam — er iſt den ganzen Tag auf den Beinen und zeigt ſich im Bade nur, um Theilnehmer für ſeine Ausflüge zu werben. Den Tag, an dem er nicht wenigſtens acht Stunden marſchirt und ſeine tauſend Fuß über die Meeresfläche emporgeklettert iſt, hält er für einen verlorenen. Mit ſeiner Familie, die ihn bei dieſen

Partien immer im Stiche läßt, lebt er in ewiger Fehde. Alle Welt weicht ihm aus, weil er Jeden, den er angelt, in eine Debatte verwickelt und im Verlaufe derselben unvermerkt auf einen Berg schleppt.

VII.

Hast Du, mein freundlicher Leser, schon das Absterben einer Saison im Bade beobachtet?

In dem Parke, der früher von elastischen Schritten, von heiterem Gelächter, von Rouladen, die übermüthige Kehlen losließen, widerhallte, wird es nun täglich stiller. Das Laub rauscht unter den Füßen des einsamen Wanderers, der sich fröstelnd in seinen Plaid hüllt. Droben spannt sich noch der Himmel in altem schönen Blau, aber es glaubt Niemand mehr an die Beständigkeit dieser blauen Farbe. Alle Welt flieht wie vor einer Sündfluth, alle Welt sagt: Heute ist es noch schön, aber wehe, wenn es einmal umschlägt, dann sind wir geliefert!

Die reizenden Plätze sind alle verödet — auf

den Bänken blähen sich keine Crinolinen mehr, im Sande spielen keine Kinder mehr — zwischen den Brombeerbüschen krabbelt es nicht mehr von kleinen neckischen Wesen, die sich die rosigen Mäulchen schwarz gemacht haben.

Ueber den Brunnenplatz huschen nur noch einzelne Gestalten hin — die schönen lustigen Gestalten, die noch vor Kurzem den Ball geschlagen oder sich die Reifen zugeworfen haben, sind hinweggeweht — an die Stelle der Bademusik ist ein verstimmter Leierkasten getreten.

Der Wirth im Hotel streicht eine Speise von der Table d'Hote, läßt sich die drei übriggebliebenen aber ganz so bezahlen, als ob er noch immer vier servirte. Da, wo keine Table d'Hote ist, schrumpft der Speisezettel täglich mehr zusammen, und das Souper reduzirt sich endlich auf die unvermeidliche Omelette. Der Kellner schnürt sein Bündel und nimmt von der weinenden Köchin, mit der er eine kleine, sommerliche Entente cordiale anknüpfte, thränenreichen Abschied. Wie die Schwalben nach dem Süden, so zieht er wirthlichen Gegenden, den Café's oder Hotels der Hauptstadt zu — strahlenden Gesichtes, wenn der Som-

mer ein an Trinkgeldern ergiebiger — verdrüßlich, wenn die Saiſon eine ſchlechte geweſen.

Die Aerzte geben nur noch flüchtige Gaſtrollen im Bade, die Jalouſien in den meiſten Häuſern ſind ſchon waſſerdicht geſchloſſen, das verſtimmte Piano im Kurſaale richtet ſich zum Winterſchlafe ein. Die Zeitungen ſind ſchon lange ausgeblieben — das Sommer-Abonnement iſt zu Ende. Der Briefträger macht ein melancholiſches Geſicht, daß er wegen drei, vier Briefen zur nächſten Poſtſtation laufen muß.

Die Bäder ſchließen ſich, die Brunnenmädchen ſprechen vom Abzuge, durch die luftige Colonnade bläſt der Herbſtwind, das Laub des Nachtſchattens, der ſich an den Säulen der Colonnade emporrankt, röthet ſich.

Es iſt ein ewiges Abſchiednehmen, alle Welt geht von dannen, die drei Einſpänner des Ortes ſind in fieberhafter Thätigkeit, im ewigen Ab- und Zugehen. Ihre Klepper haben keinen Augenblick Ruhe — wer ſich nicht ſchon acht Tage vorher abonnirt hat, kann nicht an's Fortkommen denken.

Am Sonntag iſt es nun wieder ſtill im Bade

und Kursaale. Sonst waren ganze Cavalkaden von Nah und Fern gekommen, so daß oft hundert Fuhrwerke aller Art, Omnibus, Fiaker, Droschken und Landequipagen den Brunnenplatz und die Straße bedeckten, sonst wirbelte es in den Nachmittagsstunden in dem Kursaale durcheinander — jetzt ist die Gallopade verstummt und alles still.

Endlich hört für die letzten Mohikaner der Speisezettel ganz auf. Das Schreiben verlohnt sich nicht mehr — der Wirth recitirt die Speisen, die er für die wenigen Leute anrichten ließ. Wenn der Kilian nicht zeitweise eine Forelle finge, wär's vor ewigem Einerlei gar nicht mehr auszuhalten.

Und nun zieht auch der letzte Kurgast aus.

Es ist der arme Internirte.

Die Fuhrwerkhalter haben ihn endlich amnestirt — ihm ist wohl. —

Mir aber wird es wehmüthig zu Muthe.

Ich werfe noch einen Blick auf die dunklen Wälder; wieder spielt der Sonnenschein mit den Kronen der Fichten — ganz so wie damals, als ich angekommen war.

Wieder klingt es so melancholisch von dem

nahen Waldkloſter, als ob mir der Wald ſeine letzten Grüße zuſendete — er weiß vielleicht, wie ich ihn liebe, wie ich Tage, Wochen lang in ſeinem kühlen Schatten gelegen habe, ohne mich im Geringſten nach der Welt zu ſehnen.

Zu meinen Häupten ſammeln ſich die zwitſchernden Schwalben — ich kann ſie nicht mehr zählen .... es ſind ihrer hunderte, tauſende — ſie wandern mit mir .... aber in kein Bureau, in kein Theater, in kein Winter-Café .... die Glücklichen!

Leben und Weben in einer österreichischen Kleinstadt.

Eine Erzählung.

I. Eine Landstadt.

„Da wären wir ja am Ziele!“ murmelte ein junger Mann, als der Stellwagen in das Städtchen Weitmühl einlenkte und nach wenigen Umdrehungen der Räder vor einem Gasthofe anhielt. Dann suchte er seine Reisetasche aus dem allgemeinen Gepäckchaos hervor, schnallte sich dieselbe um und ließ sich von dem Hausknecht einen Labetrunk bringen, der auf einen Zug verschwand, ohne daß er das fahle Antlitz des Ankömmlings lebhafter gefärbt hätte.

„Eure Gnaden müssen einen gewaltigen Durst gehabt haben!“ bemerkte der Hausknecht pfiffig. „Aber es ist auch kein Wunder bei der langen Tour — kein gutes Wirthshaus auf der ganzen Strecke! Weiß das! Habe in allen gedient! Nur der Frosch macht eine rühmliche Ausnahme. Euer

Gnaden werden gewiß beim Frosch — das heißt eigentlich bei uns — übernachten?"

„Nein, das werde ich nicht, mein Alter — ich hab' noch ein gut Stück zu gehen! Aber sagen magst Du mir immerhin, ob es etwas Neues in Weitmühl gibt!"

„Was soll es Neues geben?" sagte der Hausknecht achselzuckend und gleichgiltig, da der Fremde schon viel in seinen Augen verloren, nachdem er keine Lust zeigte, im Frosch einzukehren. „'s ist noch Alles beim Alten — doch kann Sie auch das wenig interessiren, da Sie hier wohl Niemanden kennen werden!"

„Wer weiß!" warf der Fremde ein, indem ein eigenthümlich wehmüthiges Lächeln um seine Lippe aufzuckte. „Da wäre gleich der Rentmeister Hammermann —"—

„Rentmeister Hammermann;" lächelte der Filax des Frosches tölpisch auf; „Gott, wie lange ist der schon fort!"

„Was Ihr da sagt!" bemerkte der Fremde mit Interesse.

„Ja freilich — Rentmeister Hammermann ist abgedankt worden, als die Herrschaft von dem

neuen Besitzer übernommen wurde — denn, daß Weitmühl verkauft wurde, das werden Sie doch wissen, wenn Sie hier nur halbwegs bekannt sind?"

„Verkauft!" murmelte der junge Mann nachdenklich und in sich versunken, indem er leise den Kopf schüttelte. „Ich weiß wahrlich nichts davon, mein Alter, — ich kann nichts davon wissen!"

Und wieder lächelte der Fremde still und düster vor sich hin, leise wiederholend: „Ich kann nichts wissen!"

„So hören Sie es denn von mir!" nahm der Hausknecht wieder das Wort. „Die neue Herrschaft hat neue Beamte gebracht; da ist der Herr Wichtlein —"

„Wichtlein!" fuhr der junge Mann lebhaft, fast zornig auf, und zum erstenmale wurde einiges Blut auf der Wange sichtbar. „Wichtlein — Moritz Wichtlein — nicht so — er lebte früher in der Hauptstadt? So sprich doch Alter!"

„Wo er früher lebte, kann mir gleichgiltig sein — jetzt ist er hier wohlbestallter Rentmeister, und mit ihm kam als Kalkulator der Herr Beißer. —"

„Beißer!“ entstürmte es dem jungen Manne wieder; „Wichtlein — Beißer — hat sich denn die ganze Hölle in Weitmühl ein Stelldichein gegeben: wie viel solcher Neuigkeiten hast Du noch?“

„Ist's nicht genug an dem? Wir können uns darüber nicht satt wundern. Wären Sie aber beim Frosch über Nacht geblieben, hätten Sie wohl noch manches Neue erfahren können! Da ist gleich zum Beispiel der Ball, der Alles in Bewegung setzt!“

„Ein Ball — wer gibt ihn doch?“ warf der junge Mann mehr gleichgiltig als neugierig hin, und schnallte seine Reisetasche fester, als ob er schon ausschreiten wollte.

„Nun, einen Herrschaftsball haben wir — beim gnädigen Herrn Direktor!“ entgegnete der Hausknecht mit einer gewissen Wichtigkeit.

Der Fremde hatte dies kaum gehört, als sich auch schon in seinem ganzen Wesen eine gewaltige Veränderung kundgab. Ueber die ganze Gestalt ging ein krampfhaftes Zucken, mächtig hob sich die Brust und der Stock, den der junge Mann bisher mehr als Spielzeug denn als Stütze be-

handelt, bohrte sich jetzt fest in die Erde ein, mit so schwerer Wucht lehnte sich der Oberkörper auf ihn hin. Ueber die Stirn des Fremden zog es sich hin wie ein blutrother Streifen, unter dem die schweren blauen Adern das rollende Blut zeigten.

„Da bin ich ja vielleicht zu guter Stunde gekommen!“ sprach der junge Mann wie bewußtlos vor sich hin, nachdem der erste Sturm der Bewegung über ihn hingegangen war. Dann hob er das Auge, das bisher starr auf den Boden geheftet gewesen, und fragte mit zitternder Stimme:

„Heut' ist der Ball?“

„Ja wohl — heut'! Und was für ein Ball wird das sein! Man spricht schon volle acht Wochen von nichts Anderem! Die gnädigen Herrschaften wollen es ganz so machen, wie sie es in der Hauptstadt machen und vermummt tanzen und wahrscheinlich auch vermummt essen! Möchte das wohl auch mit ansehen — bis auf das vermummte Essen, das will mir nicht recht in den Kopf gehen, kann's nicht gut begreifen!“

„Also ein Maskenball wird gegeben!“ rief der Fremde und ein freudiges Leuchten ging über sein Gesicht.

„Ich glaub' so heißt's, sie haben dazu eine Menge Anzüge aus der Hauptstadt verschrieben, welche ganz und gar nicht so aussehen, wie die Anzüge gewöhnlicher Leute! Ich habe das Alles bei meinem Vetter, dem Schneider, gesehen der gar Vieles davon in die Hände bekam, um es den gnädigen Herrschaften für den Leib herzurichten, denn da war Manches zu groß und Manches wieder zu eng — und Sachen hat's da gegeben, wie ich sie mein Lebtag nicht gesehen — Helme und bauschige Hosen, Jacken aus Sammt und Röcke mit Gold garnirt — und silbergestickte Mützen mit weißen hohen Federn —"

Der Filax aus dem Frosch sprach noch immer fort, unermüdlich die Herrlichkeit des Weitmühler Maskenballs darlegend — aber der Fremde stand nicht mehr an seiner Seite.

Als der Hausknecht seine vereinsamte Stellung gewahr wurde, entdeckte er auch eine kleine Münze, die ihm der Fremde, ehe er fortgegangen, in die Hand gedrückt haben mochte. Etwas betreten über das unvermuthete Verschwinden des jungen Mannes, betrachtete er das Geldstück — es mochte ihm nach dem beifälligen Gemurmel, das

er ausstieß, nicht zu klein erscheinen und so beschied er sich denn und ging ruhig an seine Arbeit, nicht ohne vor sich hinzumurmeln: „Ein kurioser Herr das — will nicht im Frosch übernachten, in welchem es doch so billig ist — und bezahlt mich doch, als ob ich ihm den Koffer hinauf und heruntergetragen und nebenbei drei Paar Stiefel geputzt hätte!“

Wo aber war der Fremde?

Eine rasche Wendung um die Ecke des Frosches hatte ihn auf den Marktplatz von Weitmühl gebracht. Da dehnte sich das ungepflasterte Riesenquadrat, von alterthümlich ausschauenden, einstöckigen Häusern umrahmt, vor ihm aus. Dort der düstere Laubengang, die beliebte Promenade der Weitmühler bei trübem Himmel, hier das Rathhaus mit dem schlanken Thürmchen, in dessen Spitze eine kleine Glocke baumelte, der man es auf hundert Schritte ansah wie heiser sie sein mußte! Vor dem Eingange war ein Schranken gezogen, der ehemals in den Landesfarben geprangt haben mochte, — jetzt waren nun mehr angefaulte Rudera da, auf welchen einige lustige Knaben herumritten, gewiß nicht ohne Grund

auf die Nachsicht des kornblumenblauen Stadtpolizeimannes rechnend, der sich vor der Pforte des Rathhauses sonnte. Ach seine Ruhe sollte nicht lang mehr währen! Dort in weiter Ferne wurden schon einige Schüblinge sichtbar, deren weitere Eskortirung die demnächstige Aufgabe des wackeren Polizeimannes sein sollte, der sich jetzt lässig erhob, um den Empfang der Individuen dem bisherigen Convoyanten zu bestätigen.

Wie traumumfangen ruhte der Blick des jungen Mannes auf allen diesen Dingen. Sie waren ihm alle so bekannt, so tief in's Herz hineingewachsen, daß er unwillkührlich stehen bleiben mußte, ob er auch seinem Schritte die Flügel des Windes gewünscht hätte. Er mußte sich das Alles wieder ansehen, mußte der Zeit gedenken, wo er es mit ganz anderen Augen gesehen — nicht „mit dem Kainszeichen auf der Stirn," wie er, ohne es vielleicht zu wissen, leise vor sich hinsprach.

Alles, alles war da — kein neues Haus störte die wohlbekannte Reihe, nicht einmal übertüncht war das eine oder das andere Gebäude worden! Nur etwas älter, ein klein wenig mehr grau

schienen die wohlbekannten Giebel geworden zu sein — und jenes Thor, welches vor acht Jahren eben frisch angestrichen gewesen und rabenschwarz geglänzt, war sehr farblos geworden — und es war das Thor zu dem stattlichen Hause, dem besterhaltenen des ganzen Ringplatzes, in welchem heut Abend der Maskenball abgehalten werden sollte.

Der junge Mann vermochte das Auge lange nicht abzuwenden von diesen Fenstern, deren weiße Vorhänge weit herabgelassen waren und keinen Einblick gestatteten. Dort mochte gerüstet werden zum Feste, dort mochte es lebendiger zugehen, als auf dem Marktplatze, den nur einige Mägde belebten, welche an dem in der Mitte des Platzes stehenden Röhrkasten Wasser schöpften, die Mühe weglachend und wegplaudernd. Hie und da tauchte an einem Fenster ein neugieriger Kopf auf oder es wurde in einer ebenerdigen Werkstätte der Hammer oder nach Befinden die Nadel bei Seite gelegt, weil derjenige, der eines dieser Werkzeuge schwang, den Hals vorwitzig ausstreckte, um den Fremden zu betrachten, der jetzt raschen Schrittes über den schmalen und vielkantigen Pflaster-

streifen hinglitt, welcher das Trottoir von Weitmühl repräsentirte.

Der junge Mann achtete nicht auf die Neugierigen und es erkannte ihn auch keiner derselben, denn es war binnen acht Jahren zu viel an ihm vorübergegangen, was einen Menschen ändert.

Jetzt war er an der Ecke, an welcher die einzige Laterne hing, über welche Weitmühl zu disponiren hatte, und auf deren Schultern oder knarrenden Flügeln vielmehr die große Aufgabe lag, die Nacht von Weitmühl zu bannen.

Mechanisch sah der junge Mann in die Höhe, als er da vorbeischoß, — mechanisch auch lächelte er, als ihn das alte halbzerfallene Blech, das ihm schon als Knaben so geheimnißvoll geknarrt hatte, auch jetzt wieder knarrend begrüßte.

Eine lange, öde Häuserzeile ging es jetzt hinab, je weiter vom Ringplatze entfernt, desto unscheinbarer wurden die Häuser, bis sie sich endlich in Hütten und Wirthschaftsgebäuden ganz verloren.

Jetzt ertönte auch das Mittagsglöckchen. Es klang aus dem Städtchen herüber und klang auch, obwohl leiser, von der Kirchhofskapelle her, an welcher der Wanderer jetzt vorbeikam.

Da schimmerten die weißen Kreuze, dem Wanderer traten die hellen Thränen in die Augen, ein Schluchzen überkam ihn, er faltete die Hände — dann sah er sich um, und als er gewahrte, daß sich Niemand außer ihm um die Todten kümmerte setzte er über die niedrige Mauer, eilte auf einen wohlbekannten Winkel zu, küßte da ein halbzerbröckeltes, weißes Holzkreuz und stürmte dann wieder der Straße zu, den Weg nach dem nahen Walde verfolgend.

II. Ein Ball in einer kleinen Stadt.

Im Hause des Direktors Flammerding ist der Costümball im besten Zuge. Der Tanzsaal bietet ganz eigenthümliche Gruppen. Einige der costümirten Gäste haben die Larven bereits abgenommen, da ihnen dieselben bei Verfolgung intensiv reeller Genüsse zu viele Schwierigkeiten in den Weg legen. Andere opfern wieder heroisch ihren knurrenden Magen dem Bestreben auf, unerkannt zu bleiben und sich in einen räthselhaften Nim-

bus zu hüllen. Ob die ganze Gesellschaft nachgerade auch schon längst errathen, wer hinter der Maske stecke, bemühen sich die Träger derselben doch noch immer, ihre Stimme möglichst zu verändern und wetteifern so im Punkte des Gekrächzes mit Papageien.

Stolz schreitet hier der Sohn der Wildniß aus, einen unerträglichen Geruch um sich her verbreitend, der von dem frisch gegerbten Fell herrührt, das er um die Schulter geworfen hat. Des jüngsten Rentamtsschreibers Piper schwächliche Gestalt steckt in der Vermummung. Das Lammfell, welches die Stelle der Löwenhaut vertritt, hat dem armen Jüngling seine ganze Monatsgage gekostet, und so starrt er nun auf die ganze übrige Zeit bis zum nächsten Ersten wie auf eine Wildniß hin — ein echter Sohn der Wildniß.

Arm in Arm mit ihm fordert ein bescheidener Schornsteinfeger, wenn nicht das Jahrhundert, so doch die Witze der Gesellschaft heraus. In noch höherem Grade concentriren sich diese jedoch auf jener baumhohen Gestalt, welche dem Kaufmanne Prell angehört und in der Maske des

Eulenspiegel steckt. Der unglückselige Eulenspiegel scheint die traurige Rolle zu fühlen, die er hier spielt, aber er muß nun einmal gute Miene zum bösen Spiele machen. Die Kinder haben sich über ihn hergemacht und ihn in die Mitte genommen, um tausenderlei Kurzweil mit ihm zu treiben. Da muß der arme Eulenspiegel nun bellen und heulen und Burzelbäume schlagen, bei deren jedem er sich zuschwört, nie mehr in eine Maske kriechen zu wollen.

Dort stolpert singend und lärmend das liederliche Kleeblatt daher, direkt aus dem Biersalon kommend. Die Gesichter sämmtlicher Kommilitonen, welche sich längst der Larven entledigt, sind hochgeröthet und man weiß nicht, ob der schwankende Gang, dem das Trio huldigt, ein fingirter oder zur Stunde ein natürlicher sei.

Durch das Gedränge von Normas, Vestalinen, Türkinen und Griechinen bricht sich Sansquartier in gelbem Invalidencostüm beschwerlich Bahn, und strebt das Centrum des Saales zu gewinnen, um da in Nestroy'schem Style eine humoristische Vorlesung zu arrangiren.

Er hat schon Platz genommen, sein Manu-

script entfaltet und will eben mit der Jungfrau von Orleans anfangen, als ein im Courmachen geübter Amtsschreiber von einigen lustigen Mädchen vorgeschoben wird, die ihn nöthigen, den Handschuh von Schiller in jüdischem Jargon zu deklamiren.

Knurrend und murrend muß Sansquartier seine Vorlesung einstellen und abgehen, und Alles sammelt sich um den Handschuhdeklamator.

Auf dem Divan thront, einen Augenblick von den Rekognoszirungsfahrten nach der Küche ausruhend und von einem Schwarm junger Männer, Amtsschreibern aller Kategorien und Diätenklassen umschwärmt, die Frau Direktorin. Ein jeder bemüht sich, der Hausfrau etwas Angenehmes zu sagen, wer nicht ihr jugendliches Aussehen bewundert, lobt doch ihre Krapfen.

„Es freut mich, wenn sich meine Gäste gut unterhalten!“ lautet der freundliche Bescheid, den die Hausfrau einem der hyperartigen jungen Leute, die da versichern, daß sie sich gottvoll amüsiren, eben gegeben. „Es freut mich dies um so mehr“, fährt sie fort, „als mehrere Personen meine Einladung verschmäht haben. So fehlt zum Beispiel

der Herr Forstmeister Weitenecker — wenigstens habe ich ihn noch mit keinem Auge gesehen!"

„Sollte nicht jene Maske der Forstmeister sein?" gegenfragte ein junger Mann, auf einen Jäger deutend, der eben, das Gesicht mit einer schwarzen Sammtlarve bedeckend, in den Salon trat.

„Sie könnten Recht haben — es ist ganz Weiteneckers Figur!" ruft die Direktorin lebhaft, den Ankömmling musternd. „Nur ein klein wenig schmächtiger kommt mir dieser Jäger vor!"

„Er wird seinen Jagdrock fester geschnürt haben!" bemerkt der junge Mann, welcher der erste auf den Jäger aufmerksam gemacht. „Ich wette, es ist Niemand anderer, als Weitenecker!"

„Aber eine barocke Idee muß man es nennen, daß ein Jägersmann wieder die Maske eines Jägers wählt!" meinte die Hausfrau.

„Warum? ich finde es gerade gut ausgedacht! Weitenecker glaubt gewiß sich durch diese Maske am unkenntlichsten gemacht zu haben; die Leute sehen ja das gerade am wenigsten, was ihnen am nächsten liegt — also mag er denken, daß

unter der Maske des Jägers Niemand den wirklichen Jäger vermuthen wird!“

„Herr Weitenecker hat nur eines vergessen — den Scharfsinn der gnädigen Frau, welche Jedermann auch unter der schwierigsten Maske herausfindet!“ lispelt ein kleiner bebrillter Praktikant, der sich durch eine recht massive Schmeichelei das Anrecht auf weitere zehn Krapfen erworben zu haben glaubt, die er auch sofort zu verschlingen geht.

Die Frau Direktorin wurde in diesem Augenblick abgerufen, und der ganze sie umlagernde Kreis war sofort gesprengt. Der eine eilte zum Kalbsbraten, der andere fand es für gerathen, wieder einen Galopp mitzumachen, damit man ihm nicht nachsagen könne, daß er bloß essend, nie aber tanzend gesehen worden sei.

Der Jäger hat wieder vollkommen freies Terrain. Jeder ist so sehr mit sich selbst beschäftigt, daß er auf eine so unbedeutende und nichtssagende Maske, wie die eines Waldmannes, nicht zu achten vermag.

Seitdem der Kreis, dessen Mittelpunkt die Hausfrau war, auseinandergestäubt ist, scheint

sich der Jäger auch viel dreister und ungenirter zu bewegen. Hatte es anfangs geschienen, als ob er unter dem Einflusse der vielen auf ihn gerichteten Blicke seine Sicherheit verloren habe, so ließ doch im Augenblick nichts mehr auf irgend eine Verlegenheit schließen.

Spähend nach rechts und links die Blicke entsendend, durchschritt der Jäger mehrere Zimmer. Er suchte offenbar sehr angelegentlich eine Person. Zweimal schien es, als ob er auf diesen oder jenen zugehen wollte, immer aber besann er sich eines Besseren, und setzte seinen Weg weiter fort.

So sicher war das Auftreten der Maske, daß es den Anschein gewann, als ob sie kein Fremdling in diesen Räumen wäre. Wäre sie sonst nicht umgekehrt, als sie jetzt in dem letzten der erleuchteten und der Benützung preisgegebenen Zimmer angelangt war, ohne den gesuchten Gegenstand gefunden zu haben?

Anstatt daß sie umkehrte, sehen wir die Maske eine angelehnte Thür in's Auge fassen und halblaut vor sich hinmurmeln: „Wenn sie in ihrem Zimmer wäre?“

Eine unschlüssige Bewegung — ein spähendes

Umsichblicken, das die Ueberzeugung gewährte, daß sich Niemand um das kümmerte, was hier vorging, und die Maske hatte den Griff der Thüre erfaßt, die in das verschlossene Zimmer führte. Jetzt lag es vor dem Späher, dies kleine, nette Zimmer, das offenbar von einem Mädchen bewohnt wurde. Da hing das Bild der schmerzensreichen Mutter Gottes über dem mit einem schneeweißen Vorhange überzogenen Bette. Daneben die heilige Cäcilia, welche ebenso beredt wie der kleine und etwas alterthümliche Flügel andeutete, daß der Bewohnerin dieser Räume die Musik, diese sanfte Trösterin im Leide, und so vielleicht auch das Leid selbst nicht fremd sein mochte.

Eine einzige Kerze, welche vor einem kleinen Spiegel stand, erhellte das Gemach, darin es von einer sich rascherhebenden Gestalt aufrauschte, als die Maske eintrat.

Sprachlos stand diese einen Augenblick, das Stübchen überblickend, und endlich das Auge auf dem Mädchen haften lassend, welches Miene machte, das Zimmer zu verlassen, dessen harmlose Einsamkeit ein unvermutheter Eindringling gestört.

„Habe ich Sie gestört, Adele?“ fragte der Jäger nach einem Augenblick des Ringens nach Fassung, und vertrat dem Mädchen den Weg. Offenbar bemühte sich der Frager, seiner Stimme einen anderen Klang zu geben, als den sie gewöhnlich hatte.

„Verstellen Sie Ihre Stimme noch so sehr, Herr Weitenecker, ich kenne Sie doch!“ rief das Mädchen, indem es den Ausgang zu gewinnen strebte.

Der Jäger trat an das Mädchen heran, welches das Costüm einer Vestalin trug. Schneeweiß wallte es die hohe, schlanke Gestalt herab, eine goldene Spange hielt das glänzend schwarze Haar zusammen, welches rückwärts von einem silbergestickten Korbe aufgefangen wurde.

Es war ein bleiches Gesicht, welches dieses üppige Haar einrahmte. Man konnte es nicht schön nennen — man konnte von ihm nur sagen, daß es sich stark im Leidtragen erwiesen haben mußte. Ueber die weiße Stirn ging eine ernste Falte hin, welche eben so gut von der verrauschten ersten Jugend erzählte, als sie für einen tiefen Ernst das Wort führte.

Das Auge ließ nur mehr ahnen, wie es ein-

mal geglüht haben mochte. Tiefdunkel war es noch — aber es leuchtete nicht mehr, sein Blitzen war von Thränen hinweggeschwemmt worden. Wenn man das Gesicht des Mädchens der Stirn wegen hätte herb nennen können — das Auge gab ihm doch wieder etwas unwiderstehlich Sanftes, zum Herzen Sprechendes.

Es mußte etwas Eigenthümliches in der Brust des jungen Mannes vorgehen, als er sich jetzt der Hand des Mädchens bemächtigte, und mit einer Stimme, die ganz anders klang als die früher angenommene, mit einer Stimme, welche von Leben, Innigkeit und Lust zitterte, das eine Wort sagte:

„Adele!"

Dies Wort wandelte das Mädchen im ersten Augenblick zu Stein. Alle Farbe schien vom Gesicht, aller Athem aus der Brust zu weichen — über das Antlitz ging ein krampfhaftes Zucken, worauf es still wurde — so still, daß man den Herzschlag hören konnte im halbdunklen Gemache.

Das Auge des Mädchens bohrte sich in die Gestalt des Jägers, der jetzt die Larve vom Gesichte nahm und die Züge zeigte, welche in ihrer geisterhaften Bläße so ganz zu der Stirn des

Mädchens paßten. Aber der Anblick dieser Züge gab der Vestalin wieder Pulsschlag und Leben.

Wie ein Beben und Glühen ging es ihr über Gestalt und Antlitz, durch Herz, Blut und Glieder — ein Aufschrei der Lust gab sie dem vollen Bewußtsein wieder und lautlos begegneten sich dann zwei Lippen in einem Kusse, der für jahrelanges Elend entschädigen mochte.

„Eduard — Eduard — ist es möglich — Du bist's!" entrang es sich der Brust des Mädchens, welches den Mann mit einem Blicke ansah, der verrieth, daß es zu verlieren fürchte, was es eben noch in den Armen hielt.

„Meine Adele kennt mich noch?" jubelte der Mann in herzerschütternden Tönen, und während es krampfhaft wild durch seine Brust zog, strömte es die bleichen Wangen herab in Thränen kindlicher Seligkeit. Aber der Sturm der Selbstvergessenheit währte nur eine kurze Weile. Der junge Mann faßte sich rasch wieder, und indem er sein Gesicht mit der Larve bedeckte, gab er das Mädchen aus seinen Armen.

„Fasse Dich, Adele!" flüsterte er — „sie dürfen mich ja nicht erkennen, ich muß für sie der

Förſter Weitenecker ſein! Welche Schmach für Dich, wenn ſie ahnten, wer ich bin!“

„Wie ſprichſt Du, Eduard — laß ſie thun, was ſie wollen — Du biſt da, wieder da —“

„Ich bin da — aber woher komme ich? Aus einem Kerker, dem mich nur die Gnade meines Fürſten entriſſen! Glaubſt Du, dieſe Menſchen wiſſen, ja ahnen auch nur, was das Gnadenwort eines Monarchen zu bedeuten hat? Bedeutet begnadigt zu werden in ihren Augen auch vergeſſen und verſunken für immer? O nein, Adele, für dieſe Welt, die Dich umgibt, bleibe ich für ewige Zeiten der Verbrecher — und ſie würden Dich für entehrt halten, wüßten ſie, daß ich meinen Arm ſo eben um Deinen Hals geſchlungen!“

„Eduard, Eduard!“ ſchluchzte Adele wie abwehrend.

„Laß mich ausſprechen, mein Kind!“ fuhr Eduard fort. „Mir iſt in dieſer Stunde ein unendliches Glück geworden, ich habe erfahren, was ich kaum zu glauben gewagt — daß Du an mir gehalten in dem Elende der vielen Jahre, daß Du die Meine geblieben, während ich im Gefängniſſe dem Tage der Freiheit entgegenſtöhnte —

nicht weil ich unschuldig litt, sondern, weil es mich in tiefster Seele brannte, daß ich nicht gut machen konnte, was ich Böses gethan!"

„Du hast an mir gezweifelt?" warf Adele leidenschaftlich hin.

„Nicht an Dir — aber an Deiner Umgebung! Du hast eine traurige, entnervende, gewöhnliche Umgebung — war es nicht möglich, daß sie Dich verführte, daß sie Dir den Stempel der Gemeinheit unversehens auf die Stirn drückte, da ihr die Sache so geläufig ist und sie es nicht dulden mag, etwas Höheres neben sich zu sehen?"

„Du weißt doch, daß Niemand unsere Liebe ahnt —"

„Wahr, wahr! Gut war es doch, daß der Student Eduard Waldmüller seine Liebe zu der Tochter des Direktors so geheim hielt, daß Niemand die innige Beziehung zwischen Beiden ahnte. Wie viel Elend hat Dir, mein armes Kind, diese meine Vorsicht erspart — wie preise ich mich glücklich, daß ich nie in knabenhaftem Uebermuthe großthat mit Deinem Herzen, daß der gerechte Stolz, Dich gewonnen und erobert zu haben, mich nie zu einem lauten Jubelrufe verleitete!

So warst Du doch Herrin Deines Elends, das ganz in Dir begraben schlummerte. Keine plumpe Hand führte es Dir unvermuthet vor's Auge, Niemand riß in böser Stunde Deine Wunde auf, Niemand quälte Dich mit meinem Namen und machte ihn Dir zum Fluch, der sich an Deine Ferſen unbarmherzig heftete."

„Werde ich jetzt aber die Kraft haben, meine Liebe zu verbergen, da Du wieder hier biſt?"

„Da ich wieder hier bin? — Wer ſagt Dir, daß ich hier bleiben werde?" griff der junge Mann den Gedanken des Mädchens ernſt auf. „Aber, was ſage ich — es kann nicht Dein Ernſt ſein, Du kannſt nicht glauben, daß ich hier bleiben will, daß ich hier bleiben darf. Du kennſt meine Schuld — Du weißt, daß ich in jenem Jahre, das man einmal das Jahr des Heils und der Freiheit genannt, meine Gedanken gegen meinen Fürſten, gegen die Ordnung erhoben, durch die und in welcher wir beſtehen. Es geſchah dies in tollem, knabenhaftem Uebermuthe des Unverſtandes — Gott wird es mir verzeihen, wie es mir mein Monarch ſchon verziehen hat, indem er mir ſechs Jahre des Kerkers ſchenkte, nachdem ich

durch die Gefängnißnacht von vier Jahren hindurchgegangen! Soll ich dies Geschenk gleichgiltig, wie ein Nichts hinnehmen, soll ich auf meiner Schuld wie auf Lorbeeren in dumpfer Trägheit ruhen? Das kann ich nicht — ich muß meinem Monarchen beweisen, daß ich seiner Gnade nicht unwürdig war, ich muß, was ich an der Ordnung verbrochen, wieder sühnen, nicht bloß, indem ich mich ihr füge, sondern, indem ich an ihrer Festigung arbeite. Ich war ein schlechter Bürger — ich muß ein guter werden. Im Schweiße meines Angesichts muß ich arbeiten, um die Schuld wegzuwaschen, vor mir selbst muß ich mich reinigen, darnach dürste ich! Die Selbsttaufe der eigenen Achtung, will ich mir wieder geben —, mich selbst will ich retten und rehabilitiren!"

Eine augenblickliche Stille lag über dem Gemache. Der junge Mann schwieg und das Mädchen lauschte athemlos der Fortsetzung seiner Rede.

„Jetzt weißt Du, daß ich nicht gekommen bin, hier herumzuirren wie ein Gespenst, das man scheut und meidet," fuhr Eduard lebhaft aber sanft fort. „Nur die Stätte meiner Jugend

wollte ich noch einmal wieder sehen — die Plätze prüfen, wo ich als Knabe dem Schlage der Lerche gelauscht — die alten Giebel auch in Weitmühl, die mir immer so ehrwürdig geheimnißvoll vorgeschwebt. Und meinen Vater wollte ich grüßen — bei der Mutter habe ich schon meinen kindlichen Gruß bestellt, als ich beim Läuten der Mittagsglocke an dem Kirchhofe vorbeiging. Daß ich auch Dich wieder sehen würde, meine Adele, das hoffte ich nicht zu denken. In Wahrheit gesagt, lag mir's gar nicht im Sinn — nicht auf halbem Wege solltest Du mich sehen, nicht die Kerkerluft wollt' ich Dir entgegentragen — erst wenn ich mich wieder durchgerungen zum starken Mann durch festes Wollen und Handeln, wollte ich Dir entgegentreten. Da hat es ein Zufall anders gefügt. Ich hörte, daß man heut' in diesem Hause einen Ball giebt — einen Ball, der es so unendlich leicht machte, Dich zu sehen, Dich zu grüßen. Konnte ich widerstehen? So bin ich denn gekommen, aber nur um wieder zu gehen, unerkannt — gesehen blos von Dir! Diesen Anzug, der mir das Eindringen hier möglich machte, verdanke ich meinem Freunde Weitenecker — zu ihm

ging ich in den Wald hinauf — wußte ich doch, daß man im grünen Walde am eheſten ein treues, kindliches Herz ſich wahren könne! Und wie ich es dachte, ſo fand ich's! Der Fluch, der auf mir laſtet, war nicht geeignet, den klaren Blick des Freundes zu verwirren! Für ihn bin ich durch das Elend, durch welches ich gegangen, kein Anderer geworden — ich fand in ihm den Alten, und was er mir ſagte, gab meinen Gedanken ein feſtes Ziel, meinem Streben eine ſichere Richtung. Mein Vater will nach Amerika auswandern, die Zeit drängt, heute noch muß ich vor ihn hintreten, ſeinen Willen wenden! Hier fängt das Gutmachen an — ich ſehe, daß ich zur glücklichen Stunde gekommen bin."

„Und was ſoll aus mir werden?" warf das Mädchen leiſe ein.

„Du wirſt leiden und harren, wie Du bisher gelitten und geharrt! Du wirſt dies aber mit ganz anderer Seele thun, als da Du mich im Gefängniß wußteſt! Ich aber werde arbeiten und den Schmied meiner eigenen Exiſtenz machen! Hab' ich mich redlich durchgearbeitet, kann ich Dich faſſen mit ſtarker, reiner Hand und Dich an

mein Herz drücken, dann werde ich kommen und Dich hervorholen aus dem Kreiſe, dem Du jetzt angehörſt. Sie werden murren und von Schande ſprechen, ich aber werde zeigen auf meinen wiedererworbenen Namen, auf mein reinigendes Thun und Ringen, und erkennen ſie dies Alles nicht an, wie zu erwarten, dann wirſt Du es doch anerkennen, wirſt Dich an mich klammern und dann auch hat der Schuldige aufgehört ſchuldig zu ſein!“

„Werde ich's tragen, wenn Du mich wieder verläßt, mich für eine Ewigkeit wieder nur auf mich ſelbſt anweiſeſt?“

„Wer ſo ſtark geweſen wie Du, mein Kind, der kann nicht auf einmal erſchlaffen, kann nicht klein werden, wo es gilt, groß zu ſein.“

„Du mutheſt mir eine Seele zu, wie die Deine.“

„Darf ich's nicht, da ich doch meine Seele an die Deine lehne, da ich die meine theilte und den beſſeren Theil Dir gab?“

„Deine Worte machen mich nicht ſo muthig und ergeben, als ſie es ſollten, Eduard!“

„Sie werden Dich muthig und ergeben machen, wenn ich nicht mehr bei Dir ſein werde! Meine

Nähe wirkt entnervend auf Dich, meine Abwesenheit wird Dich erst wieder Dir selbst geben! Darum lebe wohl, Adele! Ich gehe meinem Freunde noch einmal zu danken, daß er mir diesen Anblick vermittelte — dann gehe ich zu meinem Vater, um ihn aufzufordern, meine Wege zu theilen. Mit Dir und Deinen Wegen aber sei Gott, mein liebes, theures Kind, bis daß ich wieder komme und Dich erlöse für immer!"

Der Sprecher riß für einen Augenblick seine Larve vom Gesicht, erfaßte des Mädchens Hand und drückte einen innigen Kuß auf die heiße Stirn und verschwand dann aus dem Gemache.

Rasch durcheilte er die Zimmer — er fühlte sich nicht mehr so sicher, als vor einer halben Stunde, da er hier eingetreten; es war ihm, als richteten sich hundert Augen auf ihn — dort stand auch der Rentmeister Wichtlein in einer Fensternische im Gespräche mit dem Kalkulator Beißer — auch diese Beiden sahen ihn an und er — hatte er ihnen nichts zu sagen? war er nicht zum Theil auch dieser Männer wegen hierher gekommen? Hatten ihn ihre Namen, da er sie aus dem Munde des Hausknechtes im Frosch ver-

nommen, nicht eigenthümlich berührt manches in seinem Gemüthe aufregend und wachrufend?

Unschlüssig stand er einen Augenblick still. Wenn das, was er diesen beiden Männern sagen wollte, zu seiner Entdeckung führen würde: es wäre nicht gut, und läge außerhalb seiner Berechnung.

Aber lag es nicht wie eine Last auf seinem Gewissen, was er diesen Beiden zu sagen hatte? Unterließ er das Wort, würde ihn nie die Reue an diese Stunde mahnen? Er war entschlossen. Rasch trat er auf den Rentmeister zu und flüsterte ihm die Worte in's Ohr:

„Was hast Du mit den Kindern gemacht, die Dir Gott in die Hände gelegt hat als die Deinen? Wo hast Du Dein Fleisch und Blut hingethan?"

Der Mann, dem diese Worte galten, zuckte leicht zusammen und sah den Sprecher mit Entsetzen im Gesichte an. Die Worte zu einer Antwort fehlten ihm offenbar — sie wäre aber auch zu spät gekommen, denn schon hatte sich die Maske von ihm abgewendet und die Lippe an das Ohr des Kalkulators gelegt, um in dieses folgende von Niemand Anderem gehörte Worte zu flüstern:

„Es wäre heilsam, wenn mancher bedächte, was er thut, ehe es zu spät wird zum Bedenken, ehe die Schlußtage des Lebens sich so in die Einsamkeit des Kerkers verlieren, wie die Anfangstage aus dieser Einsamkeit datiren."

Es war eigenthümlich, daß diese Worte dieselbe Verwirrung bei dem Kalkulator hervorbrachten, wie die an den Rentmeister gerichteten bei Letzterem.

Derjenige aber, der mit Ueberlegung den Brand in die Gemüther der beiden Herren geworfen, wartete nicht ab, bis sich diese von ihrem Geistesbankerotte erholt. Wie der Blitz war er an der Seite derjenigen aufgetaucht, die er durch seine Worte in Verwirrung gesetzt — wie der Blitz war er auch von ihrer Seite und aus dem Gemache verschwunden. Noch eine Minute und er stand auf dem nachtdunklen Platze allein und athmete, das Gesicht von der Larve entbunden, die frische Nachtluft mit vollen Zügen ein.

Aus der Ferne tönte des Nachtwächters Horn — vom Thurme schlug es ein Uhr nach Mitternacht.

„Gesegnet sei die Stunde, die mich wieder

über diese Schwelle führen wird — wie es jene war, die mich heute darüber führte!“ ruft der junge Mann noch einmal zu den hellerleuchteten Fenstern aufblickend — dann lenkt er den hastigen Schritt zum Städtchen hinaus und es führt ihn dieser Weg wieder an jener einsamen Laterne vorbei, welche das traurige Monopol hat, über die Nächte von Weitmühl einen Schimmer von Licht zu ergießen. Ob seine Gedanken wohl auch von der Art sind, daß er auch jetzt über den knarrenden Gruß ihrer blechernen Flügel lächeln kann? Wir würden dies fast bezweifeln. Der Schritt, der ihn dem nahen Walde zuführt, ist ein viel zu hastiger, als daß man denken könnte, er habe für irgend etwas Interesse, was innerhalb dieses Weges liegt.

III. Eine elegante Familie am Lande.

Wir befinden uns in einem Gemache, welches Spuren von Eleganz trägt, freilich aber nur von jener Eleganz, wie sie sich auf dem Lande geltend zu machen pflegt. Ein mit großgeblumter

Halbseide weiß und roth überzogenes Sopha, dessen sechs familienverwandte Stühle regelrecht in den Ecken stehen, zwei kleine Fauteuils, welche den runden Kaffeetisch aus Nußholz umstehen, zwei Schränke mit Silber, Porzellain, Thee- und Kaffeemaschinen, mit Glaswerk und Nippsachen, ein Pianoforte, das kein Erard und auch kein Streicher gebaut, ein Teppich, der einen sehr wild dreinschauenden Tiger darstellt, Vorhänge endlich welche von breiten vergoldeten Spangen gehalten werden: das ist so ziemlich das naturgetreue Bild aller Landsalons, wie sie den Gegenstand des Ehrgeizes und der Eitelkeit für Frauen bilden, die sich etwas darauf zu gut thun mit der Welt gleichen Schritt zu halten.

In diesen Salon treten zwei Personen ein, von einem Dienstmädchen geleitet, welches eine Kerze trägt.

„Schlafen die Kinder?“ frägt die eine von dem beiden Personen, eine Frau in mittleren Jahren, gähnend das Mädchen.

„Sie waren sehr unruhig und haben nach der Mama verlangt!“ lautete der nicht ganz trostreiche Bescheid.

„Gott! Wie verzogen diese Kinder sind!“ seufzte die Frau „sie würden nichts anderes wollen, als daß sie die Mama immer auf dem Schoße hielte! Man opfert sich ohnehin ganz für seine Kinder!“

Also sprechend hat die Frau den Pelz von der Schulter geworfen. Ein ziemlich derangirter Ballanzug kommt unter der warmen Umhüllung zu Tag; in den losen Haaren hängt ein blumenreicher Kopfputz, der einige Spuren der Zerstörung trägt, die im raschen Wirbel des Galopps an ihn herangetreten sein mochte. Ein himmelblaues Seidenkleid offenbart von Nacken und Brust einen ziemlich tiefen Einschnitt, welcher das bedenklichste Kopfschütteln eines jeden Ehegatten herauf beschwören müßte, der von einer anderen Art als der Herr Rentmeister Wichtlein wäre. Dieser hat zu wenig Stimme in häuslichen Angelegenheiten, als daß er es wagen könnte, auf die Kleiderausschnitte der Gemahlin den geringsten Einfluß üben zu wollen.

Madame hat inzwischen die weiße Seidenmantille abgeworfen und Hand an die vollständige Zerstörung der Balltoilette gelegt.

Der Rentmeister jedoch scheint keine Notiz von dem Umstande nehmen zu wollen, daß es bereits vier Uhr Morgens ist und der Schlaf mehr als in seinem Rechte sich befindet, wenn er seine Ansprüche auf Madame immer entschiedener geltend zu machen anfängt. Unruhig geht Wichtlein im Gemache auf und nieder, die Hände über den Rücken gekreuzt, den Hut auf dem Kopfe, den Rock bis an den Hals zugeknöpft, als ob er nicht in einem geheizten Zimmer, sondern noch immer auf dem Ringplatze von Weitmühl wäre.

„Wirst Du nicht auch Nachttoilette machen, mein Lieber?“ frägt die Frau, ihn mit einem gleichgiltigen Blicke streifend.

„Was nützt das — ich werde doch nicht schlafen können!“ entgegnet der Angeredete bekümmert.

„Ich begreife Dich nicht, mein Lieber — wenn man sich so gut amüsirt hat, wie wir, muß man prächtig schlafen! Wenn mich etwas um den Schlaf bringen könnte, so wäre es die Besorgniß, daß es schwer halten wird den Direktorischen das heutige Fest zu revangiren.“

„Ich habe ganz andere Dinge im Kopfe!“ wirft der Rentmeister ein.

„Das ist möglich, wird mich jedoch nicht hindern die Dinge zu verfolgen, die ich im Kopfe trage!“ lautet die spitzige Gegenrede.

„Du wirst mich noch zur Verzweiflung treiben mit Deiner unersättlichen Vergnügungssucht!“ grollt der Mann.

„Ich glaube, darüber wären wir im Reinen! Ich habe Dich nicht geheirathet, damit ich in einem elenden Landstädtchen verkümmere! Ich bin jung und will leben — es war ein genug großes Opfer, daß ich Dir hierher folgte wo man des Vergnügens so wenig hat, daß man wahnsinnig sein müßte, wenn man nicht das Wenige, das sich einem darbietet, festhielte und ausbeutete.“

„Gut — gut —“ murmelte Wichtlein — „aber die Mittel! Ich habe Dir nichts in den Weg gelegt so lange Du Dich auf Dinge beschränktest, die erschwinglich waren! Der Himmel weiß, was es mich gekostet hat! Nenne mir einen Freund, dessen Schuldner ich nicht wäre, nenne mir eine erreichbare Kasse, bei welcher ich nicht mein Glück versucht hätte. Wie schwer es mir oft geworden mich zu demüthigen, zu bitten und den Hof zu machen, das weiß nur der Himmel und mein

Gemüth, das unter dieser steten Jagd nach Geld unsäglich litt!"

„Ich weiß nicht, wie Du mir vorkommst, mein Lieber!" warf die Gattin gleichmüthig ein, von der Beschäftigung, die Haare mit Nadeln für die Nacht zu umgeben, nicht ablassend. „Du hast seit einiger Zeit die Manie mich mit Vorwürfen zu überhäufen, wodurch verdiene ich dieselben? Als ich Dich vor fünf Jahren heirathete versprachst Du mir ein angenehmes Leben. Es ist fern von mir Dir etwas Unangenehmes damit sagen zu wollen, wenn ich darauf hinweise, daß Du damals fünfzig und ich fünfundzwanzig Jahr alt war."

„Daran hast Du mich schon oft erinnert" bemerkte Wichtlein empfindlich.

„Ich bemerke das nur nebenbei, weil Du mich dazu zwingst. Ebenso unlieb ist es mir darauf hindeuten zu müssen, daß ich ein artiges Sümmchen in die Wirthschaft brachte —"

„Die sechstausend Gulden sind längst ein Opfer Deiner Vergnügungssucht geworden —"

„Daß ich Dir namentlich die Anstellung in der Hauptstadt verschaffte, nachdem Du eine lange Zeit erwerblos gewesen!"

„Aber diese Stelle habe ich verloren, und daß ich die eines Rentmeisters in Weitmühl erhielt, das war doch nicht Dein Werk!“

„Wer weiß!“ entgegnete die Frau sarkastisch, indem ein leichtes Roth über ihre Wangen flog.

„Wie meinst Du das? Ich glaube mich gut zu erinnern, daß die Stelle in der Zeitung ausgeschrieben war, daß ich mich selbst um dieselbe bewarb und mehrere Conkurrenten hatte, über die ich den Sieg davon trug.“

„Daß Du gelegenheitlich Deiner ersten Vorstellung beim Baron Morgans, der Weitmühl gekauft, nicht den besten Eindruck zurückgelassen, daran erinnerst Du Dich nicht? Ich glaube, Du wurdest nicht mit dem trostreichsten Bescheide vom Baron entlassen!“

„Es ist wahr, die Sache hatte etwas Räthselhaftes; zuerst machte man mir nur geringe Hoffnung und kurz darauf sandte man mir mein Diplom. Aber darauf kannst Du doch keinen Einfluß genommen haben?“

„Wer weiß!“ begnügte sich die Dame gleichgiltig zu erwidern.

Der Mann schwieg einen Augenblick wie verblüfft.

„Wir wollen darüber nicht streiten!“ sagte er dann kurz, wenn auch etwas unsicher. „Ich wollte Dir nur, da wir schon einmal auf dieses unerquickliche Thema gekommen sind, bemerken, daß dieser Aufwand nicht so fortwähren kann, da er mit den uns zu Gebote stehenden Mitteln in keinem Verhältnisse steht. Meine Schuldenlast wächst von Tag zu Tag, mein Gehalt reicht kaum mehr hin, hie und da eine Lücke auszufüllen. Auch muß ich, um das fortzuführen, was Du ein Haus zu nennen beliebst, immer an neue Anleihen denken, so daß ich mich bereits wundere, wie mir überhaupt noch Jemand borgt. Noch eine kurze Weile, und mein Vermögensstand wird aufhören ein Geheimniß zu sein. Wenn dann alle Welt wissen wird, wie wir unseren Aufwand bestreiten — wird das nicht schimpflicher sein, als wenn wir uns bei Zeiten zurückziehen und trachten, uns durch strengste Einschränkung wieder zu rangiren?“

„Nichts davon! Wie Du die Mittel für den Haushalt herbeischaffst, das ist Deine Sorge. Nimmer aber werde ich darein willigen, mich le-

bendig zu begraben. Du kennst das Leben der kleinen Städte, Du weißt namentlich recht gut, was hier Sitte ist. In dem Augenblicke, wo wir mit den Nachbarn nicht gleichen Schritt halten, wo wir uns ausschließen, sind wir auch verloren und vergessen. Niemand kümmert sich um uns, ein Jeder sieht uns über die Achsel an. Ich kann des Abends meine Kinder auf den Schooß und den Strickstrumpf zur Hand nehmen. Glaubst Du, daß ich eine große Lust empfinde, mich ähnlichen idyllischen Vergnügungen und Beschäftigungen ausschließlich in die Arme zu werfen?"

Der Rentmeister fand es nicht gerathen, der gereizten Stimmung der Gattin durch den Einwurf irgend einer Gegenrede Stand zu halten. Er verharrte stumm, nicht beachtend, daß das plötzliche Abbrechen der leidenschaftlichen Rede eine Antwort zu erheischen schien.

„Weißt Du nicht," fuhr die Frau nach kurzer Pause fort, „daß hier nur diejenigen Familien gelten, welche „„einladen"" können, welche die Gesellschaften, zu denen sie gezogen werden, wieder durch Einladungen wett machen? Innerhalb der zwanzig Familien, welche an diesem Cirkel

theilnehmen, bewegt sich das gesellschaftliche Leben unserer Stadt. Laß einen nach dem anderen seine Gesellschaft geben und bleibe mit Deinen Einladungen aus, wenn die Reihe an Dich kommt, was wird die Folge sein? Zunächst wird man mit dem Finger auf Dich zeigen und jeder Blick wird Dir zu erkennen geben, daß Du Dich unmöglich gemacht hast. Laß alle Deine Schulden an den Tag kommen, und der Schlag wird Dich nicht so hart treffen, als wenn Du einen Gesellschaftstag, da die Reihe an Dir war, vorübergehen lässest. Man wird von zerrütteten Verhältnissen, von beleidigendem Benehmen munkeln, wird Dir die Absicht unterlegen, daß Du Dich nur auf fremde Kosten amüsiren willst, ohne selbst etwas in Vergeltung dessen zu thun, was Du genossen hast. Wie vor einem Aussätzigen werden sie vor Dir fliehen, als ob in Deinem Hause die Pest wäre, Dich meiden!"

„Es war eigentlich nicht das, was mir auf dem Herzen lag, und schwer noch da liegt," meinte der Mann. „Es sind in dieser Nacht Worte zu mir gesprochen worden, welche mich bis in's Innerste erschüttert haben."

„Du scheinst Dir den Rest dieser Nacht zu sehr interessanten Eröffnungen ausersehen zu haben?“

Die Gleichgiltigkeit der Frau machte auf den Rentmeister einen ziemlich aufregenden Eindruck. Es flackerte etwas von jener männlichen Energie in ihm auf, auf welche er längst verzichtet zu haben schien. Mit einer leidenschaftlichen Bewegung die Hand der Frau erfassend rief er gebieterisch:

„Du wirst mich anhören, — ich verlange es.“

Ein Zornesblitzen ging über das Antlitz der Frau, als sie sich so barsch angeredet sah. Aber es mochte etwas in den Zügen des Mannes zu lesen sein, das sie abhielt, ihrer Entrüstung Worte zu leihen. Darum begnügte sie sich, den Leuchter, den sie bereits erfaßt hatte, um sich nach dem Schlafzimmer zu begeben, wieder hinzustellen und trotzig zu sagen:

„Was Du mir auch zu sagen hast, mach' es kurz.“

„Sei versichert, ich werde es kurz machen!“ entgegnete der Mann scharf und entschieden: „ich lasse meine Kinder nicht mehr verwaist und vaterlos in der Fremde!“

„Von welchen Kindern sprichst Du doch?“ fragte die Frau gleichgiltig, der Aufregung des Gatten keine Rechnung tragend, die Ueberwindung nicht achtend, die es ihn kostete, in den Gegenstand einzugehen, den er einmal berührt.

„Von welchen Kindern ich spreche, fragst Du? Von meinen Kindern habe ich gesprochen — von meinen Kindern, die ich Dir in einer Stunde blinder Uebereilung geopfert! Von meinen Kindern, die ich nicht länger mehr von Dir ignoriren lasse, denen ich wieder zu einer Existenz verhelfen will, wie sie für sie paßt — Dir und Deiner Herzlosigkeit zum Trotz.“

„Der Ton, in dem Du plötzlich zu mir sprichst, läßt mich in Zweifel, ob ich Dir überhaupt antworten soll. Wenn ich es doch thue, so geschieht es nur, um Dich auf unsern Vertrag hinzuweisen. Du hast Dich verpflichtet Deine Kinder fern von unserem Hause zu halten — warum ich auf dieser Bedingung bestanden, als ich Dich heirathete, wird Dir klar sein. Ich konnte keine Luft empfinden, mit dem ersten Tage der Ehe auch in das Joch von tausend kleinlichen Familiensorgen einzutreten. Was gingen mich die Kinder Deiner

ersten Ehe an, daß ich mich ihnen opfern, meine Jugend und Lebenslust, ihnen zu Gefallen, für immer begraben sollte? Welches Leben hätte meiner gewartet, wenn ich es auf mich genommen, drei kleine unmündige Kinder zu pflegen und zu warten? Habe ich nicht der Sorgen genug mit meiner eigenen Familie? Ich begreife sonach nicht, wie Du wieder auf dies Thema zurückkommen kannst, nachdem doch Alles zwischen uns so klar ist, daß jeder nur an der Verpflichtung zu halten braucht, die er übernommen!"

„Warum ich darauf zurückkomme? Weil ich zu meinem Entsetzen inne geworden, daß mein herzloses Verfahren gegen meine Kinder ein öffentliches Geheimniß ist, daß die Welt, daß Unberufene darum wissen, während ich bisher immer glaubte, daß ich diese Schuld, die ich Deinetwegen auf mein Gewissen genommen, nur Gott gegenüber werde auszufechten haben!"

„Wer kann darum wissen?"

„Weiß ich es? Ich wäre vielleicht minder gepeinigt, wenn ich es wüßte! Das Räthselhafte der Art, mit der mir mein Geheimniß von fremden Lippen in's Ohr geraunt wurde, läßt mich

nicht ruhen, und hält meine Gedanken gefangen. Haſt Du die Maske bemerkt, die im Jägercoſtüm einen Augenblick im Saale ſichtbar wurde?"

„Wohl bemerkte ich ſie! Ich ſprach gerade mit der Direktorin — keine von uns zweifelte, daß der Forſtmeiſter Weitenecker in der Maske ſtak."

„Dieſer Jäger war nicht der Förſter Weitenecker!" warf der Rentmeiſter haſtig ein. „Wie käme Weitenecker zu meinem Geheimniß?"

„Weitenecker weiß —"

„Nicht Weitenecker — die Maske wußte um die Sache!" unterbrach der Rentmeiſter die lebhafte Rede ſeiner Frau. „Wo haſt Du die Kinder, ſprach der Mann, der in dem Jägercoſtüm ſtak, zu mir; die Kinder, welche Gott in Deine Hände gelegt hat als die Deinen? Wer beſchreibt mein Entſetzen, als ich mich ſo angeredet, mein Geheimniß mir entriſſen ſah?"

„Das klingt zu geheimnißvoll," warf die Frau ſpöttiſch ein. „Auch iſt Weitenecker ein viel zu ernſter Mann, als daß es ihn gelüſten könnte, in fremde Verhältniſſe, die ihn nicht kümmern, nach Art eines Spiones einzudringen."

„Aber ich sage Dir, daß es nicht Weitenecker war, der so zu mir sprach! Das späte Auftauchen, das räthselhaft schnelle Verschwinden der Maske spricht dagegen. Es muß sich Jemand — wer mag bestimmen, in welcher Absicht — zu dem Feste eingeschlichen haben, und dieser Jemand muß, indem er auf eine Verwechslung mit dem Forstmeister rechnete, genaue Kenntniß von allen Verhältnissen, ja vielleicht selbst von dem Umstande gehabt haben, daß der Forstmeister den Ball nicht besuchen würde! Doch wie dem auch sei — die Worte des Unbekannten drangen wie eine unwiderstehliche ernste Gewissensmahnung in meine Seele und ich will sie beachten."

„Ich wäre neugierig, die Art kennen zu lernen, wie Du das anfangen willst!" höhnte die Frau.

„Ganz einfach, indem ich meine Kinder zu mir nehme, indem ich sie den Händen der Miethlinge entziehe, welche sie schlecht behandeln müssen, schon weil meine Mittel nicht ausreichen, ihnen eine gute Behandlung zu sichern! Ich will nicht länger als ein Verbrecher dastehen — denn ein Verbrechen ist es, wenn ein Vater sich seiner Kinder entäußert."

Mit steigendem Unmuthe hörte die Frau die Worte des aufgeregten Gatten, der es noch nie gewagt, auf ähnliche Art zu ihr zu sprechen. Zornbleich erhob sie sich und rief:

„Du hast zu wählen zwischen mir und Deinen Kindern! Wagst Du sie gegen meinen Willen über Deine Schwelle zu bringen, so verlasse ich zur selben Stunde Dein Haus! Glaubst Du, daß ich mich berufen fühle, die Verwilderung, in welche sie durch den langjährigen Aufenthalt bei Bauersleuten, die kaum genug erhielten, um ihnen das Leben zu fristen, gerathen sein müssen, wieder gut zu machen?“

„Also Du weißt, daß sie verwildern mußten, daß sie verwildert sind, und verwehrst ihnen den Zutritt zur väterlichen Schwelle?“ brauste der Rentmeister auf und in tiefem Zornesroth erglühte sein Gesicht. „Du hast Dir selbst Dein Urtheil gesprochen — thue Du, was Du vor Gott verantworten magst, ich weiß, wie ich zu handeln habe!“

In tiefem Groll trennten sich die beiden Gatten.

IV. Nicht nach Amerika.

Aus dem Walde her kam ein einsamer Wanderer.

Durch die tiefdunkle Nacht schritt er rasch hin, umging das Städtchen und näherte sich dem kaum einen Büchsenschuß von Weitmühl entfernten Dorfe Engelfelden.

Es mochte zwei Uhr Nachts sein, als der Nachtwandler in dem Dorfe an die Thür eines kleinen Gehöftes pochte.

Lebhaftes Hundegebell antwortete diesem Pochen.

Es währte nicht lange, so wurde das Fenster der ebenerdigen Bauernstube geöffnet und eine kräftige Männerstimme fragte nach dem Begehren des nächtlichen Ruhestörers.

„Macht nur auf, Vater!“ sagte der junge Mann, der an das Fenster gepocht hatte, „es ist Euer Sohn, der Einlaß begehrt!“

Die Stimme des Sprechers hatte einen tief bewegten, zitternd gedämpften Klang.

Eine augenblickliche Stille folgte. Offenbar hatte der Mann im Hause die Stimme erkannt und vermochte nicht sofort zu antworten. Als er endlich die Sprache fand, sagte er:

„Eduard, — Du bist es selbst — ist es möglich? —“

„Ich glaube es wohl, daß Ihr Euch verwundert, mein Vater!“ entgegnete der Sohn, über dessen Wangen die Thränen herabschossen, als er dem Vater die Hand zum Willkommen reichte. „Ihr habt mich wohl nicht sobald erwartet? In fünf, sechs Jahren habt Ihr wohl gerechnet, könntet Ihr mich wieder sehen — nun, das hat sich unvermuthet besser gemacht! Die Gnade des Fürsten hat meinen Kerker geöffnet!“

Unter diesen Eröffnungen war der junge Mann in das Haus getreten, das sich ihm geöffnet hatte und Vater und Sohn lag einander in stummer, lang dauernder Umhalsung in den Armen.

„Laß Dich ansehen, mein Junge!“ sagte der Alte, nachdem er seinen Sohn geküßt, „laß Dich ansehen — Du hast mir vielen — vielen Kummer gemacht!“

„Könnt Ihr mir vergeben, mein Vater?“ schluchzte der Sohn und preßte die Hand des alten Mannes an seine Lippen.

„Schweig — schweig mein Junge — nun bist Du wieder da — bist nicht mehr Krimi-

naliſt und ich nicht mehr der Vater des Kriminaliſten!"

„Mein armer — armer Vater! Ich ahne, was Ihr um meinetwillen gelitten! Man hat Euch, den Unſchuldigen, meine Sünde entgelten laſſen, man hat Euch gehöhnt und verſpottet —"

„Mehr mein Sohn, man hat mich verachtet, weil mein Kind die Ketten des Gefangenen trug! Deine Brüder waren ein Gegenſtand des Hohnes, wo ſie gingen und ſtanden — ſie hatten ja einen Kriminaliſten zum Bruder! Das wurde immer unerträglicher. Wir mußten daran denken, aus dieſem Kreiſe des Fluches herauszubrechen — ja mein Junge, Dein alter Vater ſteht auf dem Punkte, ein Auswanderer zu werden!"

„Um meinetwillen!" ergänzte der junge Mann bitter.

„Es war eine Zeit, wo ich Dich deßwegen in Gedanken anklagte — Dir ſtumme Vorwürfe machte, — das iſt vorbei, nun Du wieder da biſt. Ich vergebe Dir das Elend, das Du über mich und Deine unſchuldigen Geſchwiſter gebracht haſt — ich leſe es ja auf Deinem ernſten, bleichen Geſichte: Du biſt nicht mehr der, der Du geweſen!"

„Nein, nein, bei Gott nicht!“ rief Eduard mit thränenerstickter Stimme. „Aber kann meine Reue etwas ändern?“

„Nein, sie kann nichts ändern, aber sie kann ein Vaterherz erfreuen,“ sagte der alte Mann würdevoll. „Was in Erfüllung gehen mußte, ist in Erfüllung gegangen. Das Häuschen, in welchem wir stehen ist nicht mehr mein — ich habe Haus und Hof verkauft und ziehe morgen von dannen — ich und meine Kinder alle!“

„Deine Kinder alle — alle, mein Vater — denn ich ziehe auch mit fort!“ entstürmte es Eduard in leidenschaftlicher Rede.

„Du gehst mit uns, Eduard?“ fragte der Alte weich. „Sieh, das ist wieder so eine unerwartete Freude, so ein Segen von oben, der für viel Herbes entschädigt! Als ich mich schlafen legte, dachte ich nicht, daß mich mein verlorener Sohn noch vor dem Morgengrauen wecken, daß er mir ankündigen würde, daß er fürder wieder mit seinem Vater gehen wolle — den schlichten, einfachen, aber ehrlichen Weg!“

„Aber wohin gehen wir, mein Vater?“ fragte Eduard lebhaft.

„Wohin anders als nach Amerika?“

„Der Sohn schüttelte leidenschaftlich den Kopf.“

„Nicht nach Amerika,“ rief er stürmisch, „wenn Ihr mich lieb habt, „nicht nach Amerika!“

„Ich verstehe Dich nicht, mein Junge!“

„Seht, Vater“ nahm Eduard rasch das Wort, und hielt des Vaters lang entbehrte Hand fest. „Ihr nanntet mich einen verlornen Sohn — ich war es! nun ich wiedergekehrt bin, müßt Ihr auch einige liebevolle Rücksicht für mich haben — und so bitte ich Euch denn, geht nicht nach Amerika! In mir brennt es, mein Vater — ich möchte wieder gut machen, was ich verbrochen. Kann ich das je, wenn ich mit meinem Vaterlande für immerdar breche? Und darf ich mit ihm brechen, ehe ich meine Schuld gesühnt? Nein, mein Vater, mein Weg steht fest vorgezeichnet vor mir, und ich kann keinen anderen gehen! Ich war ein schlichter Bürger, der darauf losging seinem Vaterlande Wunden zu schlagen, freilich nur in der kindischen Meinung etwas Gutes und Lobenswerthes zu thun. Ich muß nun ein guter Bürger werden, alle meine Kraft und Energie einsetzen, um etwas Nützliches, etwas Wackeres zu thun.

Ich weiß, daß meine Arbeit hinter meinen Willen zurückbleiben wird — zurückbleiben muß, aber was thut das? Ich werde eben das Wenige thun, was ich thun kann. Ich war hochmüthig und habe kindische Pläne gehabt, wie die Welt zu verbessern, wie die Gesellschaft zu reformiren. Ich muß meinen Stolz und Hochmuth nun durch Demuth sühnen, ich muß mich klein machen und unter die letzten Arbeiter mich stellen — aber auf einem Arbeitsplatze, mein Vater, auf dem ich meinem Vaterlande nützen kann! Nicht nach Amerika laß uns gehen — nach Ungarn komm mit mir! Dort stehen wir auf dem heiligen Boden der großen, einigen Heimath, dort nützen wir durch unsere Arbeit den Brüdern, dem Vaterlande, dem Fürsten, der seine Gnade über mich hat scheinen lassen! Dort mache ich mit jedem kräftigen Spatenstich eine Sünde der Vergangenheit gut, dort werden die letzten Kettenringe von mir fallen!"

Der Alte horchte gespannt der athemlosen Rede des Sohnes. Mochte er auch anfangs den Kopf schütteln, so schien doch allmählig der Gedanke, für welchen der Sohn mit solcher Begeisterung einstand, Boden in seinem Gemüthe zu gewinnen.

„Aber ich habe bereits Alles für Amerika eingerichtet!“ warf der Vater ungewiß hin.

„Und wenn Du Dein Geld bereits den Seelenkäufern in die Hände gegeben hättest; ich würde Dich doch fußfällig beschwören, daß Du bleibst! Geld und Gut können wir wieder erwerben — die Arbeit kann uns beides wieder geben: das Vaterland erobern wir uns aber nicht zurück! Wir haben es einmal feig geflohen, wir haben es im Stich gelassen, nachdem es uns groß gezogen! Und glaubst Du, wir sind dem Vaterlande nicht so nothwendig, wie dieses uns? Glaubst Du, wir können uns so leicht von ihm lossagen, so leichtsinnig gehen, bloß weil es uns so großmüthig gehen läßt? Sieh' hin nach Ungarn — liegt es Dir nicht näher, als dieser unheimliche fremde Welttheil, an dem alle heiligen Ideen von Liebe und Vaterland scheitern? So lang die Heimath unsere Arme braucht, sollen wir hingehen und sie dem Fremdling vermiethen, damit er immer größer und stolzer werde? Nein, dreimal nein, mein Vater — wenn wir unsere Hütte irgendwo anders aufschlagen zu müssen glauben, so geschehe dies doch auf einem Boden, der dem

unseren verwandt ist, in einer Luft, die uns an die unsere gemahnt! In Ungarn braucht man tüchtige rüstige Hände — laß die unsern dort sich regen! Laß uns statt feig zu fliehen, theilnehmen an der Verjüngung eines Landes, das nur auf ein liebevoll warmes Umarmen wartet, um tausendfältig wieder zu geben, was man daran wendet! Wirst Du mit mir gehen, mein Vater — wirst Du zusehen, wie ich im Schweiße meines Angesichtes alte Jugendsünden bereue durch rastlos eiserne Arbeit, wie ich mir eine Zukunft und eine Existenz baue, als Schmied meines eigenen Glückes, meiner eigenen Zufriedenheit das allgemeine Beste fördernd?"

Und als Eduard so sprechend dem Vater die Hand hinreichte, da schlug dieser bewegt ein und der Sieg war auf Seite des Sohnes.

V. In Ungarn.

Eduard zog mit seinem Vater nach Ungarn. Sie wanderten weit bis nahe an die sieben-

bürgische Gränze, wo ein Besitzstand in Parzellen an Landwirthe verkauft wurde.

Der Sohn stand dem Vater mit Rath und That zur Seite, schloß für ihn den Kauf unter den vortheilhaftesten Bedingungen ab und griff als tüchtiger, handfester Bauer überall zu, als es galt, dem gewonnenen Grunde einen besseren Ertrag abzuringen. Er ging am Tage hinter dem Pfluge und vertiefte sich in der Nacht in Bücher, welche ihm eine vernünftige Bodenwirthschaft vor das Auge führten und weihte in die Vortheile, welche diese Bücher dem Landwirthe an die Hand gaben, auch seine jüngeren Brüder ein.

„Ich muß Euch in kurzer Zeit verlassen —“ sagte er zu seinen Brüdern, „denn ich habe noch Manches anderweitig zu verrichten, was mich von hinnen drängt. Ihr aber werdet bei dem Vater bleiben und ich möchte, daß er mich nicht vermißte.“

Und die Knaben horchten auf, wenn er sie belehrte, wie man ein tüchtiger Bauer wird, der aus dem alten Schlendrian heraus und in neue Bahnen tritt.

Aber auch auf die Umgebung wirkte der energische Mann vortheilhaft ein. Er beging die naheliegenden Ortschaften und Gehöfte, und legte den Besitzern der letzteren mannigfache ernste Dinge mit eindringlichen Worten an's Herz.

„Glaubt Ihr," sagte er zu ihnen, „daß es gut ist, wenn wir die Hände lässig in den Schooß legen und Alles gehen lassen, wie es eben geht? Ich dächte wir müssen tüchtig zugreifen, wenn wir zu unserem Vortheile arbeiten wollen! Seht, rings um Euch breitet sich ein Straßen- und Eisenbahnnetz über Ungarn aus, welches, ist es erst einmal vollendet, den Werth unserer Bodenerzeugnisse auf das Zehnfache erheben wird. Warum wollen wir nicht, was dort im Großen geschieht, im Kleinen nachahmen nach unseren besten Kräften? Thun wir uns zusammen, verbinden wir unsere Gehöfte durch fahrbare Wege, ziehen wir mit vereinten Kräften eine Straße nach dem nächsten Marktorte — wir werden dadurch unseren Erzeugnissen einen weiteren Markt und eine doppelte Verwerthung erobern!"

Die Nachbarn sahen das Wahre in Eduards

Worten ein, und alsbald ging es nach seiner Andeutung an's lebendige Werk.

Nach einem halben Jahre schon hatte das Land rings umher ein anderes Gesicht. Der Boden war einer angemesseneren Benützung gewonnen, Anfänge von gangbaren Wegen führten von Gemarkung zu Gemarkung und überall schoß längst der Wege der neugepflanzte Obstbaum keimend in die Höhe.

Eduard hatte hier in kurzer Zeit Großes gewirkt, indem er den Anstoß zu tüchtigen Schöpfungen gegeben; nachdem er die Sache in Gang gebracht und Vater und Brüder zu gleicher rastloser Energie mit fortgerissen, schien es ihm, als ob er hier genug gewirkt hätte für eine schöne blühende Zukunft.

Ihn riefen noch andere Pflichten; eine der ersten war aber die, sich eine Existenz aus sich selbst, durch eigene Kraft zu gründen. Hier stand er immer noch auf Vaters Grunde, wirkte mit des Vaters Kraft und Mitteln, er aber wollte auf eigenen Füßen stehen und ein Mann werden durch selbsteigene That.

Und recht klein und demüthig wollte er es

anfangen, wie der ärmste Knabe. Darum trat er vor seinen Vater hin und sagte zu ihm: „Ich muß Euch verlassen, Vater! Ich hoffe, daß Ihr mich nun nicht mehr vermissen werdet, denn ich habe dafür gesorgt, daß mich meine Brüder ersetzen werden. Hier habe ich gethan, was für mich zu thun war. Ich habe mich einmal vermessen, die Gesellschaft und die Ordnung der Dinge besser machen zu wollen, als sie ist. Ich habe meinen jugendlichen Hochmuth nach Kräften gesühnt. Ich habe daran gearbeitet, den Boden und die Menschen besser zu machen in diesem Winkel des Reiches, und ist es mir auch nur in Etwas gelungen — und das ist es — so habe ich manches frühere Verschulden wettgemacht. Jetzt gehe ich mit Muth und festem Willen, aber auch mit Demuth daran, mich selbst aus dem Staube zu heben! Gebt mir Euere Hand zum Abschiede wieder auf ein fröhlich Wiedersehen!“

Dem Vater standen die hellen Thränen im Auge. Die Monate, die er an der Seite seines Sohnes gelebt, hatten genügt, ihm das Wesen desselben zu erschließen. Er verstand ihn und wußte,

was er wollte. Und dies machte ihn stolz auf den Jungen, der ihm vordem jahrelangen Kummer gemacht. Er versuchte es auch nicht den Sinn des Sohnes zu wenden.

„Geh mit Gott!“ sagte er zu ihm. „Aber erfülle eine Bitte Deines Vaters, ehe Du gehst. Nimm etwas von ihm, das er für Dich zurückgelegt und unter allen Umständen zurückgehalten hat. Gott segne die geringe Gabe und lasse sie Dir zu Deinem guten Fortkommen behilflich sein.“

Der Alte ging an seinen Arbeitstisch und nahm eine Rolle von Goldstücken aus einem versteckten Fache, um sie in Eduard's Hände zu legen.

„Es ist wenig, mein Sohn,“ sagte er, jedes meiner übrigen Kinder wird, zumal gegenwärtig, wo sich der Wohlstand unserer Familie durch Deine wackere Mitwirkung gehoben hat und noch stetig zu heben verspricht, einen größeren Theil erhalten, als der ist, den ich Dir hier einhändige!“

Eduard überlegte einen Augenblick, dann sagte er rasch, indem ein Leuchten über seine Züge ging:

„Warum sollte ich zurückweisen, was die Hand des Vaters spendet? Ich nehme es, mein Vater, aber nicht, um es für mich zu verwenden. Deine

Güte hat wieder in meiner Seele einen guten Gedanken gezeugt! Das Geld hat seinen Herrn, mein Vater, und Gottes Segen wird gewiß darauf ruhen! Das Geld wird viel Böses wieder gut machen, Böses, an dem ich unschuldig bin, von dem ich aber Kunde habe. Das Geld wird Elend mildern, Verlorene wieder zu Menschen machen, und, so Gott will, auch Verworfene bessern. Das Alles ist mir klar — und einmal, wenn wir uns wiedersehen, mein Vater, werde ich Dir das Gute erzählen, das ich mit diesem Abschiedsgeschenk gestiftet!"

Und Vater und Sohn lagen einander nochmals in den Armen, um den letzten Kuß zu tauschen.

VI. Die armen Kinder eines wohlhabenden Vaters.

Vierzehn Tage nach dem eben Erzählten sehen wir einen jugendlichen, rüstigen Wanderer dem Dorfe Kaltleuten zuschreiten, das tief im Gebirge und ungefähr zwölf Meilen von dem Städtchen Weitmühl entfernt liegt.

Beim ersten Häuschen des Dorfes angelangt, frägt der junge Wanderer nach der Behausung der Eheleute Kokosch, die als Häusler in Kaltleuten leben sollen.

Man weist ihn nach einer entfernten Hütte, welche in den Felsen, der den Ort schließt, hineingebaut scheint.

Ein wehmüthiges Gefühl spiegelt sich in dem Gesichte des jungen Mannes, als er die verkommene Hütte betrachtet, an deren Schwelle ihn lebhaftes Hundegebell begrüßt.

Etwas Unwirthlicheres als diese Behausung läßt sich in der That kaum denken. Das Strohdach ist stellenweise vom Regen zerrissen, die Thür ist so niedrig, daß sich ein anständig gewachsener Mensch beim Eintreten tief bücken muß, durch die schmalen Fenster finden Wind und Regen ungehindert Einlaß, denn an Stelle der Glasscheiben starren nur hier und da einige mit Blei zusammen gehaltene Glasscherben hervor. Beschriebenes schmutziges Papier vertritt stellenweise die Stelle der mangelnden Verglasung.

Vor der Thür sitzt ein nackter Knabe von etwa sieben Jahren und theilt mit dem Hunde das

karge aus Speiseabfällen bestehende Mahl — am Fenster taucht ein zweites Kind auf, dessen Gesicht wild verwahrlostes Haar umwallt.

Der Wanderer tritt rasch ein und sieht sich in der nackten Stube um. Dort neben dem Kachelofen sitzt auf lehmigem Boden ein drittes Kind, ein Mädchen, und weint. Eine pestartige Luft durchweht die Stube, welche zugleich Küche ist. Obwohl es draußen warm ist, glüht hier die Ofenplatte, um die Kartoffeln zum Rösten zu bringen. Es ist eine Hitze zum Umkommen in dem Raume.

Das Mädchen, das neben dem Ofen kauert, vermag vor Hunger das Garwerden der Kartoffeln gar nicht zu erwarten. Mit ihrem Geschrei vereint sich das des Knaben am Fenster, der gleichfalls essen will.

Um den Ofen tummelt sich eine rüstige weibliche Gestalt herum, welche die Kinder bald mit guten, bald mit bösen Worten zu beschwichtigen sucht.

„Kann man hier nicht übernachten, meine liebe Frau?“ frägt der Wanderer. „Ich hörte, daß in Kaltleuten kein Wirthshaus sei, und bin so müde, daß ich nicht gut weiter gehen kann.“

„Das wird sehr schwer gehen, mein lieber Herr, mit dem Uebernachten!“ lautet der Bescheid. „Wir selbst schlafen auf nackter Erde. Das Stroh ist unser ganzes Bettzeug.“

„So werdet Ihr mir doch wenigstens erlauben, daß ich ein wenig ausruhe!“ sagte der junge Mann.

„In Gottes Namen! Setzt Euch, Herr!“

Und die Frau brachte den einzigen Stuhl herbei, den sie besaß.

„Sind das Eure Kinder, Frau?“ fragte der junge Mann nach einer Pause, nachdem er zugesehen, mit welcher Hast die Kleinen die Kartoffeln verspeisten, welche die Frau jetzt unter sie austheilte.

„Ach nein!“ entgegnete die Frau, „mit den Würmern da hat es ein eigenes Bewandtniß. Wir haben sie so zu sagen in Kost und Pflege. Vor einigen Jahren kam nemlich ein Herr in das Dorf und fragte nach mir und meinem Mann. Er sei hier durchgekommen, sagte er, und habe vernommen, daß wir kinderlos wären. Er habe aber drei Kinder, die zwar nicht ihm gehören, jedoch seiner Obhut anvertraut seien. Es liege ihm daran, die Kleinen irgendwo am Lande in gesun-

der Gegend unterzubringen und da sei ihm eingefallen, deswegen bei uns anzufragen. Mein Mann und ich, wir befanden uns damals noch in etwas besseren Verhältnissen und wurden mit dem fremden Herrn bald einig. Er ließ uns die Kinder — es waren ihrer drei, wie Ihr sie da beisammen seht, Herr — gleich hier und versprach uns monatlich fünfzehn Gulden für die Verpflegung zu schicken. Fünfzehn Gulden sind ein hübsches Stück Geld für unsereinen, lieber Herr, das einen schon verlocken kann. Es hat uns aber das Geld, obwohl es uns pünktlich zukam, keinen Segen in's Haus gebracht. Mit unserem Wirthschaftsstande ging es immer mehr bergab und seit Jahr und Tag muß mein Mann bei dem reichen Grundherren da drüben als Knecht das Wasser aus dem Felsen graben! Dazu kommt noch, daß uns in den letzten Monaten das Geld für die Kinder unregelmäßiger zukommt. Es bleibt oft länger aus und dann fehlen noch einige Gulden, die man uns später zu schicken verspricht!"

„Und hat sich der Herr, der Euch die Kinder gebracht, seither nicht wieder bei Euch sehen lassen?"

„Nein! Vor einigen Wochen schrieb er aber, daß er, sobald es seine Geschäfte nur irgend zuließen, zu uns kommen und nach den Kindern sehen würde. Zugleich bat er uns recht rührend, sie gut zu halten! Mein lieber Gott! Wie können wir sie gut halten? Mein Mann verdient zwanzig Kreutzer täglich. Dieses Geld und die geringe Summe, die uns für die Verpflegung der Kinder zufließt, ist unser Alles! So muß es also wohl beim guten Willen bleiben und aufrichtig gesprochen, mir ist um die armen Kinder leid, daß sie hier so verkommen! Sie scheinen besseren Schlages zu sein und waren im Anfange recht fein. Das konnte bei uns nicht lange andauern und da uns ohnehin aus ihnen kein Segen erwachsen ist, so wollte ich, wir könnten sie wieder abgeben!“

„Wie wäre es nun, wenn ich sie Euch abnähme, liebe Frau?“ warf der Fremde lächelnd hin. „Ich habe von einer kinderlosen Familie den Auftrag, ihr ein Paar recht arme verwahrloste Kinder in's Haus zu bringen, zur unentgeldlichen Pflege und Erziehung. Gebt mir die Kleinen — Ihr thut ein gutes Werk an ihnen, das auch Euch keinen Schaden bringen soll. Ich gebe Euch baare hun-

dert Gulden, wenn Ihr mir die Kleinen überlaßt und das Geld wird gewiß gesegnet sein!"

„Hundert Gulden!" wiederholte die Frau wie erstarrt. „Mein Gott, so viel kostet ja gerade das Kartoffelfeld neben unserem Häuschen! Es ist eben zum Verkaufe ausgeboten und wie oft seufzten wir: wenn wir es doch hätten! Dann hätten wir etwas, an das wir uns anklammern könnten, etwas, das uns beinahe ernähren würde. Uns wäre geholfen!"

„Hier sind die hundert Gulden!" sagte der Fremde und legte das Geld auf den Tisch. „Ueberlegt Euch die Sache mit Eurem Manne. Daß ich es mit den Kindern gut meine, könnt Ihr schon daraus absehen, daß ich ein so schönes Stück Geld für sie biete!"

„Aber wie könnten wir es vor dem Herrn rechtfertigen, der sie uns anvertraute?" warf die Frau ein.

„Der scheint sich ohnehin nicht zu viel um die armen Würmer zu kümmern. Am Ende wird es ihm noch lieb sein, sie auf gute Art los geworden zu sein und das Geld für sie sparen zu können. Für alle Fälle seid Ihr gedeckt. Ihr sagt

ihm, daß ein fremder Herr zu Euch kam und Euch die Kleinen in seinem Namen abforderte. Ihr hättet nichts Arges dabei gedacht und sie ihm übergeben. Die Leute im Dorfe werden es Euch zudem bezeugen, daß wirklich ein Fremder bei Euch war und die Kinder mit sich fortnahm. Nun, Alte, wollt Ihr einschlagen?"

Jetzt kam auch der Mann nach Hause.

Die Gattin theilte ihm das Ansinnen des Fremden mit und die Vorstellung des Kartoffelfeldes, das man nun so plötzlich aquiriren konnte, wirkte mit bezaubernder Gewalt auf ihn. Eine lange Berathung zwischen den Eheleuten führte zu dem Resultate, daß sie dem Fremden erklärten, das Geld nehmen und die Kinder hergeben zu wollen, die sie ihm jedoch auf Seele und Gewissen bänden.

„Seid ruhig!" sagte der junge Mann ernst, „den Kindern war noch in ihrem Leben nicht so wohl, als es ihnen jetzt werden soll. Sie werden in gute Hände kommen und einmal, wenn manche Schuld gesühnt sein wird, in die Hände dessen, der sie nie hätte freventlich von sich lassen sollen!"

VII. Geschichte einer armen Frau.

Der jugendliche Wanderer — der freundliche Leser wird wohl gleich unseren Helden Eduard Waldmüller in demselben erkannt haben — ging mit den Kindern, die er sich so plötzlich angeeignet, nach der Hauptstadt.

Dort finden wir ihn wieder, als er in einer engen Seitengasse die dunkle Stiege zum dritten Stockwerke eines alterthümlichen Hauses hinaufsteigt.

Sein Tritt ist elastisch, als ob er ihn wieder zu einer guten That führte, und als er, endlich im dritten Stockwerke angelangt, noch eine morsche Holztreppe ohne Geländer emporsteigen muß, um zu einer kleinen Dachwohnung zu gelangen, da murmelt er auf der obersten Stufe, indem ein heiteres Lächeln seine Züge erhellt: „Gold meines Vaters — auf Dir ruht Gottes Segen!“

Und er pochte an die niedrige Thür der Dachwohnung.

Eine reinlich gekleidete Frau öffnet verwundert.

„Sind sie Frau Wangheim?“ frägt Eduard.

„Zu dienen, mein Herr — treten Sie ein,

wenn Sie mich suchen, obwohl ich nicht begreife, womit ich Ihnen dienen kann!“ entgegnet die Frau sanft, indem sie den Besuch in ihre Stube geleitet, in welcher die Dürftigkeit, zugleich aber auch die Sauberkeit wohnt.

Eduard wirft einen Blick um sich, der namentlich auf dem Bügelbrette haften bleibt, das den Stand der Frau am deutlichsten signalisirt. Stöße feiner Wäsche bedecken dieses Brett; die Aufgabe der Frau ist es, dieser Wäsche Glanz und Schmiegsamkeit zu geben. Sie nährt sich als Feinwäscherin.

„Ich wünsche ein vertrauliches Wort mit Ihnen zu sprechen, liebe Frau!“ sagte Eduard, nicht ohne Rührung den Blick von der Arbeit auf die von manchem überstandenen Leid sprechenden Züge der Frau richtend.

Die Frau reichte dem jungen Mann höflich einen Stuhl.

„Es wird Sie wohl schmerzen,“ sagte dieser, sich setzend, „wenn ich Sie an den Namen Beißer erinnere?“

Ein schmerzhaftes Zucken umspielte bei der Nennung dieses Namens die Lippen der Frau.

Es mußte etwas ungemein Peinvolles in ihr arbeiten.

Bald jedoch faßte sie sich und sagte:

„Wie kommen Sie zu diesem Namen, mein Herr? Wenn Sie ihn kennen, so werden Sie vielleicht auch wissen, daß der Mann, der ihn trägt, mein ganzes Leben zerrüttet hat!“

„Ich habe etwas davon gehört, doch möchte ich die Sache aus ihrem Munde vernehmen!“

„Ich weiß nicht, warum Sie nach der traurigen Geschichte fragen, ich weiß aber auch nicht, warum ich Ihnen dieselbe verhehlen sollte, wenn Sie einmal nach ihr fragen. So hören Sie denn. Ich war eine nicht reiche Waise, ganz auf mich selbst angewiesen. Zweitausend Gulden waren mein väterliches Erbe — für mich ein ungeheures Vermögen, auf das ich meine Existenz gründen wollte. Es bot sich mir die Aussicht dar, mit diesem Gelde ein Geschäft anfangen zu können, das mich nähren konnte. Die einleitenden Schritte machten jedoch eine Reise dringend nothwendig. Ich hatte die zweitausend Gulden zu Hause, da ich sie, um sie flüssig zu erhalten, nicht mehr anlegen mochte. Damals nahte sich mir ein Mann,

der die Stelle eines Sachwalters bekleidete und sich des allgemeinen Vertrauens erfreute. Von mir jedoch schien er mehr als Vertrauen heischen zu wollen, denn er bewarb sich beinahe um meine Liebe. Ich hatte keinen Grund, ihm abgeneigt zu sein. Das Verhältniß zwischen uns schien, wenn auch kein klar ausgesprochenes, so doch ein fest beruhendes. Wem konnte ich nun mein Geld mit größerer Beruhigung anvertrauen, als dem Freunde, der zugleich öffentlicher Sachwalter war? Ich reiste und gab Beißer mein ganzes Vermögen zur Aufbewahrung. Als ich wiederkehrte gibt er mir mein Geld zurück. Ich besehe das Packet nicht und nehme es zu mir — es war ebenso geschlossen, und auch ebenso gesiegelt schien es, wie damals, da ich es ihm übergeben. Doch sah ich es nur flüchtig an, da mein Vertrauen ein unbedingtes war. Zu Hause angekommen, lege ich das Packet vor mich hin. Da fällt erst mein Auge auf die Siegel. Wer beschreibt mein Entsetzen, als ich inne werde, daß das Siegel den Abdruck eines Kreuzers darstellt. Ich reiße das Packet auf, eine Partie Papierstreifen fällt heraus. Vom Gelde, von den Banknoten, die ich in die

Umhüllung gethan, keine Spur! Meine Bestürzung ist nicht zu schildern. Ich stürze zu Beißer, er empfängt mich ruhig, hört mich ruhig an, und sagt mir in's Gesicht, er habe mir das Päckchen in eben demselben Zustande, ebenso gesiegelt übergeben, wie ich es ihm eingehändigt. Ich nenne ihn einen Schurken, er zuckt die Achseln, ich drohe mit einer Klage, er zuckt die Achseln. Meiner nicht mächtig stürze ich zu Gericht und mache die Anzeige. Das Gericht erkennt das Unwahrscheinliche, das in der Sache liegt, daß eine Person ihr ganzes Vermögen einem Sachwalter mit einem Münzabdruck als Siegel übergeben, und daß der Sachwalter das Geld ungezählt und also gesiegelt übernehmen würde. Das Gericht spricht den Verhaft über Beißer aus und hält ihn ein Jahr in demselben. Aber nach Jahresfrist entläßt es ihn wegen mangelnder Beweise, da sich nichts sicherstellen läßt. Ich stehe als Bettlerin da. Da haben Sie die ganze Geschichte meines Unglücks."

„Nehmen Sie mit meinem herzlichen Bedauern vorlieb, liebe Frau," sagte Eduard tief ergriffen. „Doch geben Sie die Hoffnung auf bessere Tage

nicht auf. Gott öffnet oft auch die Herzen der Verstocktesten. Beißer ist ein wohlhabender Mann geworden und hat eine Stellung als herrschaftlicher Beamte in Weitmühl. Wer weiß, ob er sich nicht einmal gedrängt fühlt, sein Unrecht an Ihnen gut zu machen? Einstweilen könnte ich Ihnen etwas bieten, was Ihre Lage verbessern dürfte!"

„Sie — ein Unbekannter!"

„Ein Unbekannter wohl, was das Gesicht anlangt, aber ein mit den Verhältnissen ziemlich Bekannter. Ich bin, als ich noch in früheren Jahren in der Hauptstadt lebte, in die Kenntniß von so Manchem gekommen, was mir jetzt zu gut kommt, was mich in die Lage setzt, manchem Unrecht nach Kräften zu steuern. Doch zu meinem Antrage. Ich habe da drei ziemlich verwahrloste Kinder, die der Zufall in meine Hand gelegt hat. Es ist noch nicht an der Zeit, daß ich die Kinder demjenigen zuführe, dem sie vor Gott und von Rechtswegen gehören. Dieser muß erst noch durch eine harte Schule der Prüfung gehen, die sein verhärtetes Herz erweichen soll. Er ist ein Verstockter, wie Beißer — nur in an-

derer Art. Wollen Sie die armen Kinder inzwischen zu sich nehmen und ihnen Mutter sein? Sie werden viel Böses und Verwildertes auszurotten haben aber sich auch Gottes Lohn mit dem Werke verdienen. Ich werde für die Kleinen sorgen und lasse Ihnen hier einstweilen hundert Gulden für drei Monate zurück. Sie können dabei doch Ihrem Geschäfte nachgehen. — Schlagen Sie ein?"

Die Frau nahm das Anerbieten an. Die drei verwahrlosten Kinder hatten eine Mutter.

VIII. Der Mahner.

Wenige Wochen nach dem eben Erzählten finden wir in einem der ersten Fabriksetablissements der Kreisstadt, die nur drei Meilen von Weitmühl entfernt liegt, einen jungen energischen Mann als Geschäftsführer angestellt.

Der junge Mann ist Eduard Waldmüller. In seinem neuen Wirkungskreise hat er volle Gelegenheit, die chemischen Kenntnisse fruchtbringend

zu machen, die er sich durch tiefe und eindringende Studien in den langen, öden Tagen der Kerkereinsamkeit eigen gemacht. Das Geschäft tritt unter dem Eingreifen Eduards in eine neue Phase. Die Verbindungen weiten sich aus, eine vortheilhafte Erfindung und Verbesserung folgt der anderen, die Fabrik überflügelt bald alle ähnlichen Unternehmungen im weiten Umkreise und kann nicht genug Kräfte anspannen, um den Nachfragen gerecht zu werden.

Staunend sieht der Eigner derselben auf den energischen Geschäftsführer, der eines Tages ohne alle Empfehlung in sein Comptoir gekommen und ihm die Ausbeute einer chemischen Entdeckung angeboten hat. Der kluge Fabrikant, eben in einem Wechsel seines Personals begriffen, hatte den jungen Mann nicht mehr ausgelassen und ihn für das Geschäft gewonnen, an dessen Hebung und Belebung er nun rastlos arbeitete. Aber über dem geschäftlichen Wirken, über dem Streben nach dem Aufbau einer selbstständigen, ehrenvollen Existenz vergaß Eduard keinen Augenblick die übrigen Zwecke, die er nun einmal fest in's Auge faßte.

Er war noch keine acht Tage in der Kreis-

stadt und gleichsam vor den Thoren Weitmühls, als der herrschaftliche Kalkulator Beißer ein Billet durch die Post erhielt, das ihn nicht wenig konsternirte. Dasselbe lautete:

„Herr Kalkulator Beißer! Erinnern Sie sich wohl noch der geheimnißvollen Maske, die Ihnen vor Jahr und Tag im schimmernden Ballsaale die Worte in's Ohr flüsterte: rüsten Sie sich, damit Ihr Leben nicht so in der Kerkernacht endige, wie es in derselben angefangen? Haben Sie die Worte des Warners so ganz vergessen, daß Sie gar nichts thun, um das Schicksal zu versöhnen und den Schlag von sich abzuwenden, der Sie bedroht? Noch haben Sie Zeit — aber wahrlich keine lange mehr. Gehen Sie hin und thun Sie Buße. Noch eine Weile freventlicher Zögerung und Weitmühl wird mit Fingern auf Sie weisen, und wenn Sie über die Straße gehen, werden die Kinder rufen: Seht den Verbrecher! Und Kinder führen die Sprache der Wahrheit. Glauben Sie Ihre Schuld noch so tief begraben, glauben Sie Ihre Vergangenheit noch so fest verschleiert vor den Augen derer, in deren Mitte Sie jetzt wirken: es gibt doch einen Menschen, der Sie

ohne Eigennutz und selbstische Hintergedanken so lang verfolgen wird, bis Sie Ihre Schuld gut gemacht haben, oder bis sich Ihr verdientes Schicksal erfüllt. Hören Sie die Stimme des Warners!"

Da lag das Billet vor Beißer und flößte ihm mit seinen unbekannten Schriftzügen einen panischen Schrecken ein.

Der verstockte Mann, der der Lüge fest in's Auge zu sehen gewohnt war, zitterte vor diesen stummen Schriftzeichen. Er fühlte es, daß sie ein lebendiger Hauch durchwehte, er las den Entschluß aus ihnen heraus, die That dem Worte folgen zu lassen.

Und was das Schlimmste war, sein Verfolger hatte ihm hier das Terrain abgewonnen. Er konnte ihm jeden Augenblick den festen Boden unter den Füßen wegziehen, er war ihm überlegen und hatte ihn ganz in seiner Gewalt. Hier half nichts als ein schneller Entschluß, sich dem bedrohenden Einflusse zu entziehen.

Um dies zu können, mußte er aber Eines thun: das Verbrechen von sich streifen und die Spur desselben tilgen. Das konnte er wieder nicht ohne ein empfindliches Opfer.

Lange saß der Mann da und berechnete, wie viel Zinsen und Zinseszinsen es gebe, wenn er der Frau das Geld wiedergeben wollte, das er ihr einmal entzogen.

Er rechnete immer weiter und fühlte sich dabei immer beängstigter. Es war ihm, als ob mit jeder Minute der Boden unter ihm unsicherer würde, als ob hier und dort räthselhafte, unbekannte Gestalten auftauchten, welche ihm das Wort „Verbrecher" in das Ohr raunten — leise anfangs — dann immer lauter, bis sie es herausschrieen, daß es alle Menschen auf der Straße hörten und ihn mieden und höhnten.

Nach langem kampfvollem Brüten sprang er auf, nahm aus einer Schublade seines Schreibtisches viele Papiere zu sich, eilte zu seinem Chef dem Direktor Flammerding und erbat sich einen achttägigen Urlaub.

Noch in derselben Nacht verlies er Weitmühl und fuhr nach der Hauptstadt.

Am Abend des folgenden Tages sah Frau Wangheim einen unerwarteten Besuch bei sich eintreten.

Sie zitterte, als sie den ehemaligen Sachwalter Beißer auf der Schwelle auftauchen sah.

Gebrochen und zerstört stand der Mann da und vermochte nicht den Kopf zu erheben, nicht das Auge emporzurichten. Leichenblaß war sein Gesicht, die Hände schienen zu zittern, die blasse Lippe stammelte einen Gruß.

Frau Wangheim stand da, keines Wortes mächtig.

„Ich glaube es bestand einmal ein Irrthum zwischen uns, Frau Wangheim?“ nahm Beißer scheu das Wort.

„Ein Irrthum?“ unterbrach ihm die Frau lebhaft, fast heftig. Doch faßte sie sich rasch, ihre Züge nahmen einen ungemein sanften Ausdruck an, sie faltete die Hände und fuhr mild fort: „Nennen Sie es, wie Sie wollen, Herr Beißer, Gott weiß die Wahrheit!“

„Wie die Sache auch sei, sie quält mich!“ nahm Beißer wieder das Wort. „Ich möchte mich mit Ihnen ausgleichen, um ruhig sein zu können!“

„Sie wollen sich mit mir ausgleichen, Herr Beißer?“ sagte die Frau sanft. „Und können Sie mir auch ein zerstörtes, unglückliches Leben,

können Sie mir die Jugendfrische und Lebensluſt wieder geben? Können Sie das?“

Beißer ſtand niedergeſchmettert da.

„Ich möchte Ihnen doch wiedergeben, was Ihnen gehört, hier iſt es mit Zinſen und Zinseszinſen!“ ſagte er mit ſchwergedrückter Stimme und legte ein Päckchen auf den Tiſch.

Er ſchwieg einen Augenblick, die Frau that keinen Schritt gegen das Geld.

Da ſagte er kleinlaut:

„Möchten Sie mir nicht Ihre Hand reichen zum Zeichen, daß Sie mir nicht grollen?“

Ein krampfhaftes Schluchzen hob den Buſen der Frau. Sie ſah den Mann, der einſt der ihre hätte werden ſollen und der ſie ſo unſäglich elend gemacht, mit ſchmerzhaftem Blicke an, ſtreckte dann die Hand hin mit halb abgewandtem Geſichte und ſagte haſtig:

„Gehen Sie in Gottes Namen und in Frieden!“

Beißer drückte die ihm dargebotene Hand krampfhaft und ſtürzte zur Thüre hinaus.

Die Frau ſank wie ohnmächtig an dem Tiſche, darauf das Geld, ein Reichthum für ſie, lag, nieder.

IX. Das Auseinanderfallen eines eleganten Haushaltes.

Seit der Auseinandersetzung, welche in der Nacht nach dem Maskenballe beim Direktor zwischen dem Rentmeister Wichtlein und seiner Frau stattgehabt, hatte sich ein ungemein frostiges Verhältniß zwischen den beiden Ehegatten ausgebildet. Ein Theil ging kalt und mittheilungslos an dem andern vorüber, ein jeder schien seinen eigenen Entschlüssen nachzuhängen und an deren Durchführung zu arbeiten. Und diese Entschlüsse waren bei dem Gatten ernstlich gemeint. Er war von dem Unrecht durchdrungen, das er sich den Kindern erster Ehe gegenüber aus Schwäche und zu weit gehender Rücksicht für seine zweite Gattin auf die Seele geladen. Er wollte dieses Unrecht von sich schütteln, die Kinder sollten wieder den ihnen gebührenden Platz am väterlichen Herde einnehmen. Aber seine guten Absichten ließen sich nicht augenblicklich in's Werk setzen. Zunächst waren seine Finanzen durch die Verschwendung der Gattin so zerrüttet, daß sie dem Aufwande, den ein vergrößerter Familienstand mit sich führen

mußte, nicht gewachsen waren. Wichtlein wollte daher erst durch die sorgfältigste Sparsamkeit seine Verhältnisse wenigstens so weit ordnen, daß er die dringendsten Schulden von sich warf. Dazu häuften sich seine früher über den häuslichen Sorgen vernachlässigten Geschäfte so, daß er nicht im Stande war, die zur Abholung seiner Kinder nöthige Zeit zu gewinnen.

Doch endlich waren nach mehr als Jahresfrist alle Hindernisse überwunden. Der Vater stand auf dem ersehnten Punkte, seinen gemißhandelten Kindern Gerechtigkeit angedeihen zu lassen.

Mit lauerndem Auge verfolgte die Frau jeden Schritt ihres Mannes. Nicht mehr in den Bereich seines Vertrauens gezogen, wußte sie doch Alles zu deuten und zu enträthseln, und so war es ihr auch kein Geheimniß, wohin den Gatten sein Reiseplan führe.

Sie sah die fremden, verachteten und gehaßten Kinder im Hause, sich selbst zum Dulden und Gehorsam verdammt, da, wo sie zu herrschen und zu befehlen gewohnt war.

Das war mehr, als ihr hochmüthiger Charakter zu ertragen im Stande war; ein Widerwille,

ferner im Hause zu bleiben, erfaßte sie. Sie wollte dem Gatten zeigen, daß sie auch noch einen selbstständigen Willen habe. Und zwar wollte sie mit ihrer That dem Streiche zuvorkommen, den er gegen sie zu führen beabsichtigte.

Den Tag vor seiner festgesetzten Abreise fand der Rentmeister, als er erwachte, ein Billet auf seinem Schreibtische, welches die Schriftzüge seiner Frau trug.

Er erbrach es und las:

„Du gehst Deinen Weg und wirst es mir nicht verargen, wenn ich den meinen gehe. Mir kann es nicht konveniren als Unterdrückte in dem Hause zu leben, in das ich als Herrin einzog. Als den für die Wohlthaten, die ich an Dir übte, empfangenen Dank quittire ich Deinen Trotz und Deine Auflehnung gegen mich. Erlabe Dich als guter Vater an Deinen Kindern — Du wirst dabei die Gattin nicht vermissen."

„Sie hat die Flucht ergriffen — sie hat mein Haus verlassen!" murmelte Wichtlein vor sich hin, als er den Brief überflog. „Ich habe nun nichts mehr, als meine Kinder — meine Kinder, die ich mir erst wieder gewinnen muß!"

Unbeschreiblicher Haß gegen den Gatten erfüllte die Frau, als sie das Haus heimlich flüchtigen Fußes verließ. Sie sah in Wichtlein nur den Mann, der sie um ihr ganzes Lebensglück betrogen. Sie hatte ihm ihre Jugend, ihr Vermögen geopfert, sie hatte ihm endlich seine gegenwärtige Stellung verschafft, und daß sie nun flüchtig sein Haus verlassen mußte, das war ihr ganzer Lohn.

So faßte sie die Sachlage in ihrer Verblendung auf, denn der Strahl der Wahrheit hatte ihr verderbtes Herz noch nicht berührt, es noch nicht der Erkenntniß des Unrechtes erschlossen. Vor ihr Auge trat eine schöne jugendliche Erscheinung, ein cavaliermäßig aussehender Mann, der ihr manch' süßes Wort gesagt. Der junge Baron Morgans hatte ihr in der Hauptstadt, da sie noch Mädchen war, in der blendenden Uniform eines Kavallerieoffiziers den Hof gemacht, und wer weiß, ob er das eitle Mädchen nicht bethört haben würde, wenn ihn nicht ein plötzlicher Garnisonswechsel zur rechten Zeit abgerufen hätte. Morgans ließ seither nichts mehr von sich hören, das Mädchen entschloß sich später Wichtlein zu

heirathen. Wichtlein verlor seine Stelle in der Hauptstadt, und als er sich um einen neuen Posten bewarb, da war es, als der Name Baron Morgans wieder an das Ohr seiner Gattin schlug.

Auf dem neuerkauften Gute des Barons war die Rentmeisterstelle vakant. Wichtlein bewarb sich um dieselbe und seine Gattin wagte einen Besuch bei dem Baron, um andere Bewerber, die mehr Aussicht hatten, zurückzudrängen. Der Baron erinnerte sich mit Vergnügen an das hübsche Mädchen und mochte die Geliebte von einst nicht durch die Versagung einer Bitte kränken, die mit ihrer Existenz zusammenhing. Wichtlein wurde Rentmeister.

Alle diese Verhältnisse sah die empörte Frau nun in einem ganz anderen Lichte. Es erschien ihr gewiß, daß Baron Morgans immer noch Liebe für sie bewahre, und daß sie vielleicht Frau Baronin hätte werden können, wenn sie nicht die unglückselige Verbindung mit ihrem Gatten eingegangen hätte. Immer fester setzte sich dieser Gedanke bei ihr fest und weckte in ihr das alte versunkene Gefühl für den Baron wieder. Sie hielt sich zuletzt überzeugt, daß der Baron sie noch

jetzt mit offenen Armen aufnehmen würde, wenn sie zu ihm flüchtete, ihm ihr Elend klagte und ihm sagte, daß sie nie aufgehört habe, ihn zu lieben.

Es war eine Art Wahnsinn in ihr, der sie unaufhaltsam antrieb, den gewagten, ihrer Stellung als Gattin eines Anderen hohnsprechenden Schritt zu thun.

Und sie that ihn wirklich. Sie fuhr nach der Hauptstadt, suchte die Wohnung des Barons auf und trat plötzlich bei demselben ein. Mit seiner gewohnten Leutseligkeit trat ihr Morgans entgegen und fragte, womit er ihr dienen könne.

Da öffneten sich die Schleußen ihrer Leidenschaft. Sie erzählte, daß sie einen Mann habe, der sie nicht verstehe, der sie bedrücke und elend mache; sie kam auf die früheren Beziehungen zu Morgans und sagte, wie sie in der Bedrängniß sich keinen anderen Rath gewußt, als zu dem geliebten Manne zu flüchten, der ihr ein ganz anderes, verständnißinniges Leben bereitet hätte.

Sie sprach unter Schluchzen und Weinen und glaubte in ihrer leidenschaftlichen Verblendung den Augenblick nicht fern, wo der erschütterte Baron

seine Arme öffnen und die wiedergefundene Geliebte an sein Herz drücken würde.

Aber Baron Morgans öffnete seine Arme nicht. Im Gegentheile legte sich seine Stirn in finstere Falten und ernst sagte er, nachdem sie geendet:

„Ich werde an Ihnen irre, Frau Rentmeisterin. Ich glaubte immer, Sie wären eine kluge Frau, — als Mädchen schienen Sie doch so! Und nun sehe ich Sie in diesem Zustande! Ich verstehe Sie gar nicht! Machen wir uns doch die Situation klar, Frau Rentmeisterin! In jüngeren Jahren hatten wir eine flüchtige Bekanntschaft mit einander, was man in der großen Welt eine Liebelei nennt. Die Sache hielt zum Glück gerade an der rechten Grenze still. Wir bewahrten einander seither ein aufrichtiges Wohlwollen, das finde ich natürlich. Ich glaube, das meine Ihnen gegenüber einigermaßen bethätigt zu haben. Was nun weiter? Sie sind Gattin — ich bin auf dem Punkte Gatte zu werden und eine liebe Frau aus meinen Kreisen nach Weitmühl zu führen. So liegen die Sachen und Sie können ihnen keinen besseren Abschluß geben, als wenn

Sie zu Ihrem Gatten zurückkehren, sich seinem Willen fügen und ihn um Verzeihung bitten!"

War das die Sprache eines Liebenden?

Die Rentmeisterin stand starr und schreckensbleich da. Was waren das für Worte, die da an ihr Ohr drangen? Wie so ganz anders tönten sie, als jene, die sie erwartet hatte! Sie war aus allen ihren Himmeln gerissen. Wie Schuppen fiel es von ihren Augen, die Täuschung war hin und die nackte Wirklichkeit legte sich bleiern um sie.

Die Wirklichkeit aber war, daß sie ihren Gatten schmählich verlassen, daß sie sich vor einem fremden Manne, dem sie in ihrer Verblendung eine noch rege Leidenschaft zugemuthet hatte, erniedrigt hatte.

Die geschlagene Frau stöhnte tief auf vor Scham und Entrüstung, vor einer Entrüstung, die sich nun gegen sie selbst und ihr wahnwitziges Thun kehrte.

In dieser Stunde der Demüthigung und Vernichtung traf sie der Strahl der Wahrheit und löste die Binde von ihrem Herzen.

Sie stürzte fort, keines weiteren Wortes mächtig.

Eine tiefe Zerknirschung hatte sich ihrer be-

mächtigt, sie brannte vor Begierde, die Schwelle ihres Hauses in Weitmühl überschreiten, ihren Gatten kniend um Vergebung bitten zu können.

Sie wollte sich in Demuth Allem fügen, sie wollte die Mutter seiner Kinder sein, sie wollte ihm selbst eine liebende, aufopfernde Gattin werden, wie nie zuvor. Sie konnte die Stunde nicht erwarten, da der Wagen nach Weitmühl abging.

Endlich war auch die Strecke zurückgelegt — endlich trat sie in das Haus ihres Gatten, das sie durch ihre Flucht entweiht.

Wichtlein war von seiner Reise noch nicht zurückgekehrt.

Sie konnte die Stunde nicht erwarten, die ihn wieder brachte.

Endlich kam er, — aber wie bleich, wie gebrochen und in sich versunken!

Sie wollte ihm zu Füßen stürzen und seine Knie umfassen, er aber schrie, sobald er ihrer ansichtig wurde: „Sprich, Weib, hast Du mir meine Kinder gestohlen? Wo hast Du sie?“ Und krampfhaft warf er sich auf sie und hielt ihren Arm fest.

„Deine Kinder?“ stammelte die Frau. „Ich

dachte, Du würdest sie mitbringen und ich würde ihnen Mutter sein!"

„Du ihnen Mutter sein, Schlange — Du?" lachte Wichtlein wild auf. „Mir aus den Augen, Elende, ich vertrage Deinen Hohn nicht! Fort — fort von dieser Stelle — ich kenne Dich nicht — ich kenne Dich nicht — ich verwerfe Dich, wie Du mich verworfen hast. Ich kehre Dir mit Verachtung den Rücken, wie Du mir ihn zugekehrt hast, — Du bist es, die mir meine Kinder entwendet und entzogen hat, dafür mag Dich der rächende Blitzstrahl der Verdammniß treffen!"

Alle Bitten und Vorstellungen scheiterten an dem empörten Sinne des tödtlich beleidigten Gatten. Er war als ein liebender, reumüthiger Vater nach Kaltleuten geeilt, um seine drei Kinder zu sich zu nehmen, da hatte ihn die niederschmetternde Kunde getroffen, daß vor einigen Monaten ein fremder Herr die Kinder in seinem Namen zurückgefordert und mit sich genommen habe.

Nichts war natürlicher, als daß er auf den Gedanken verfiel, seine Frau habe ihm den Streich gespielt, habe ihm seine Kinder entwendet. Von diesem Verdachte vermochte er sich selbst da nicht

loszuringen, als er die Gattin zerknirscht vor sich liegen sah. Er hielt ihre Reue für Heuchelei und vermochte ihr auch die Flucht nicht zu verzeihen.

Er bestand darauf, daß sie das Haus verlasse. Und sie mußte dies thun, während sich Weitmühl zum Empfang des Gutsherrn und seiner jugendlichen Braut herrlich schmückte.

Heimathslos, blutige Thränen weinend, verließ die Frau das Städtchen; der Stellwagen, der sie nach der Hauptstadt führte, begegnete auf halbem Wege einer Postkutsche mit vier Pferden. Die Postillone bliesen gar lustig. Das Herz der Rentmeisterin erbebte in einer bangen Ahnung. Wie eine neue Prüfung kam es über sie, denn in dem von vier Pferden gezogenen Wagen saß der stolze Mann, vor dem sie sich in unsäglicher Demüthigung gewunden, neben ihm saß ein junges schönes Mädchen, seine Braut, dem grauen Vater gegenüber.

Die Rentmeisterin verhüllte ihr Gesicht vor Scham und ihr ganzes Elend kam mit doppelter Wucht über sie; sie fühlte sich elender und zerknirschter als je.

X. Eine Gedemüthigte.

Aufmerksamen Blickes hatte Eduard Waldmüller die Ereignisse verfolgt, die sich in Weitmühl abwickelten. Es war ihm nicht unbekannt geblieben, daß die Rentmeisterin mit gewendetem Sinn das Haus ihres Gatten zum zweiten Mal verlassen.

Er entfernte sich für eine kurze Zeit von seinem Posten und eilte nach der Hauptstadt.

Sein erster Gang war zur Frau Wangheim.

Sie empfing ihn wie ein Wesen höherer Art. Hatte er nicht eine Bekehrung Beißers in Aussicht gestellt, als sie an nichts Aehnliches zu denken wagte und war dieselbe nicht wirklich erfolgt? war Beißer nicht kurz darauf reumüthig, wie von Gottes Finger berührt, bei ihr eingetreten, und hatte gut gemacht, was überhaupt noch gut zu machen war?

Frau Wangheim wußte nicht, wie sie Eduard begrüßen sollte.

Dieser aber erleichterte ihr die Sache und bemerkte lächelnd:

„Nun Frau Wangheim, Sie sind ja eine

reiche Frau geworden, seit wir uns zum letztenmal gesehen haben?"

„Sie wissen?" stammelte die Frau.

„Freilich!" bejahte Eduard lächelnd und reichte der Frau die Hand. „Als ich erfuhr, daß Beißer plötzlich Weitmühl verlassen, wußte ich auch, daß ihn sein Weg zu Ihnen führe. Nun das freut mich herzlich. Jetzt aber, da Sie reich geworden sind, werden Sie die drei Kleinen nicht gut behalten können. Ich bin daher gekommen, Ihnen die Bürde abzunehmen!"

„Nein — nein — jetzt werde ich mich um so mehr mit den Kindern beschäftigen können!" wehrte die Frau ab.

„Ich danke Ihnen für Ihren guten Willen, liebe Frau, aber es ist Jemand da, der ein größeres Anrecht auf die Kinder hat, als Sie. Diesem dürfen wir sie nicht entziehen. Ich danke Ihnen für das Gute, das Sie an den Kindern gethan haben. Sie haben sie aus der größten Verwilderung hervorgezogen und ihren rohen Sinn gesänftigt. Das Schwerste ist gethan — das Leichtere müssen nun andere Hände vollführen. Halten Sie die Kleinen bereit, ich werde sie heute Abend abholen.

Eduard verließ die Wohnung der Frau und ging nach dem Gasthofe zu forschen, in welchem die Rentmeisterin abgestiegen.

Er hatte ihn bald gefunden. In einem bescheidenen Gasthause der Vorstadt hatte sich die Frau eingemiethet, der bei früheren Reisen nach der Hauptstadt kein Zimmer im ersten Hotel gut genug geschienen hatte.

Eduard trat in das ihm bezeichnete Zimmer.

„Verzeihen Sie, gnädige Frau," sagte er nach der ersten Begrüßung, „wenn Sie ein Unbekannter mit seinem Besuche belästigt. Aber ich hörte von einem Bekannten, der in Weitmühl wohnt, daß Sie Weitmühl verlassen haben und Ihren künftigen Wohnsitz in der Hauptstadt nehmen werden. Ich bin nemlich, müssen Sie wissen, in der Hauptstadt selbst ein Fremdling, habe jedoch einige Kinder in der Obsorge, die nach dem Willen derer, denen sie gehören, in der Hauptstadt erzogen werden sollen. Da ich Niemanden in der Hauptstadt kenne, mein Freund dagegen, der erst kürzlich nach Weitmühl übersiedelt ist, hier ausgebreitete Bekanntschaften hat, so wandte ich mich an diesen mit der Bitte, mir eine Familie nam-

haft zu machen, bei der ich die Kinder mit Beruhigung unterbringen könnte. Mein Freund schrieb mir nun, daß alle Leute, die er in der Hauptstadt kenne, viel zu anspruchsvollen Schlages seien, als daß er mir sie zu dem angeregten Zwecke empfehlen könnte. Dagegen lenkte er meine Aufmerksamkeit auf Sie, gnädige Frau, meinte, daß Sie eine gebildete, feine Dame wären, und daß für die Kinder nicht besser gesorgt werden könnte, als wenn Sie dieselben übernähmen."

Die Rentmeisterin hörte mit eigenthümlichen Gefühlen dem Gaste zu. Der vorwiegende Gedanke aber war, daß die Betrachtung bleiern auf sie niederfiel, daß sie, die sich ehedem nicht stark gefühlt, die Kinder ihres Gatten zu erziehen, nun fremde Kinder in Obhut nehmen sollte.

Der Antrag des Fremden schien ihr ein Fingerzeig der rächenden Vorsehung. Die Kinder, die ihre eigenen hätten sein sollen, hatte sie von sich gestoßen — es drängte sie nun fast fremde Kinder zu pflegen und zu hüten, und an ihnen wenigstens halb gut zu machen, was sie nach anderer Seite hin versäumt. Dazu kam, daß ihr der

Antrag Eduards die Aussicht eröffnete, ihr Leben anständig fristen zu können, denn sie war entschlossen von ihrem Gatten keinerlei Unterstützung anzunehmen. Eduard fand darum die Rentmeisterin geneigt, die Kinder zu übernehmen.

„Werden Sie dieselben aber halten, wie die Ihrigen, gnädige Frau?“ fragte Eduard ernst.

Diese Worte fuhren der Frau wie ein Stich durch's Herz.

Die Thränen schossen ihr in die Augen, wie zum feierlichen Schwure erhob sie die rechte Hand und sagte mit vor Schluchzen halbunterdrückter Stimme:

„Ich werde die Kinder halten, hüten und pflegen nach meinem besten Gewissen — als ob sie die meinen wären!“

„Darum übergebe ich dieselben mit Beruhigung Ihren Händen!“ sagte Eduard, der Frau die Hand reichend.

Die innere Zerknirschung, welche das ganze Wesen der Rentmeisterin zur Schau trug, war ihm Bürgschaft, daß sie das feierliche Versprechen halten und den Kindern Mutter sein werde.

Mit gehobenem Gefühl verließ er die Hauptstadt, nachdem er die Kinder dort wußte, wo sie wenigstens theilweise hingehörten.

XI. Wieder in Weitmühl.

Ein Jahr verging.

Für Eduard Waldmüller war es ein Jahr voll unermüdlicher Thätigkeit. Immer weiter griff sein rastloser Sinn aus, immer weitere Bahnen suchte er und immer höher hob er das Unternehmen, das er leitete. Am Schlusse dieses Jahres war der junge Mann nicht mehr der Diener des Fabrikshauses — er hatte sich zum Gesellschafter aufgeschwungen, er war ein unabhängiger, feststehender, weit in die Zukunft ausgreifender Mann geworden.

Aber wie rasch er sich auch hob, sein Auge war immer auf Weitmühl gerichtet, ob er den Ort gleich nicht betreten hatte, seit er sich in der benachbarten Kreisstadt niedergelassen. Wohl er-

zählte man weit und breit von dem Aufschwunge, den die Fabrik in der Kreisstadt nahm, seit ein junger Mann sie leitete, der aus dem Auslande gekommen und sich Theodor Walter nenne — denn unter diesem Namen verbarg Eduard seine Persönlichkeit. Und selbst in Weitmühl erging man sich voll Lobes über seine ungeheure Betriebsamkeit und war vollends entzückt, als er den Gedanken anregte, in Weitmühl eine Fabriks-Filiale zu errichten.

Um den Plan zu betreiben, fuhr Eduard endlich nach Weitmühl.

Mit welchen Gefühlen sah er das Städtchen wieder, das alles Liebe und Schöne umschloß, so ihm das Leben zu bieten vermochte! Jetzt jagten seine Pferde an dem Kirchhofe vorüber — er dachte des Tages, da er zum letzten Male über die Mauer gesprungen, um der Mutter Grab zu grüßen. Dort winkte die einzige Laterne von Weitmühl — da blähte sich das Rathhaus mit der heiseren Glocke auf dem zerfallenden Holzschranken — und dort — das stattliche Haus mit dem Giebel und den verhängten Fenstern — die Thränen schossen dem jungen Manne über die

Wangen, als er des Hauses ansichtig wurde. Aber er faßte sich und lenkte die Pferde dem Amthause zu. Dort wartete seiner der Direktor Flammerding, denn es galt, den Bauplatz für die neue Fabrik mit Zustimmung der herrschaftlichen Behörde festzustellen.

Der Direktor empfing den jungen Fabriksgesellschafter, den er zum erstenmal sah, mit der größten Zuvorkommenheit, nur war er einigermaßen überrascht, als er ihn fest in's Auge faßte.

„Sie scheinen mich etwas frappirt anzublicken, Herr Direktor!" sagte der Fabrikant unbefangen. „Hätte ich einen unangenehmen Eindruck auf Sie gemacht? Es würde mein ernstliches Bemühen sein, Sie wieder mit mir auszusöhnen!"

Und Eduard reichte dem Direktor herzlich die Hand.

„Sie mißdeuten meine Ueberraschung!" sagte der Direktor mit rascher Entschuldigung, „Sie haben nur eine auffallende Aehnlichkeit mit — mit einem jungen Manne aus unserer Gegend, der sich als Student in politische Verbindungen einließ — seinen Leichtsinn mit jahrelangem Kerker büßte, und endlich, durch die Gnade des Monar-

chen rehabilitirt, wie verschollen ist! Wirklich — eine große Aehnlichkeit! Doch sprechen wir von etwas Anderem, denn solche Reminiscenzen sind eben nicht freundlicher Natur!"

Und der Direktor bahnte eine Unterhaltung an, in welche ihm Eduard willig folgte. Die beiden Männer waren bald die besten Freunde, und als die Geschäfte abgemacht, die Bauplätze festgestellt waren, bat der Direktor seinen jungen Freund, ihn nach Hause zu geleiten.

„Frau und Tochter werden sich freuen, Ihre Bekanntschaft zu machen, Herr Walter!" sagte der alte Mann traulich.

„Heute nicht, heute nicht!" wehrte Eduard hastig ab und in seinem Tone lag eine tiefe Ergriffenheit. „Aber ich werde kommen — bald kommen — besonders freue ich mich auf die Bekanntschaft mit Ihrem Fräulein Tochter — es soll ein liebes, liebes Mädchen sein, geht der Ruf, — Adele heißt das Fräulein, nicht wahr?"

„Adele heißt sie!" bejahte der Vater. „Ein gutes, stilles Kind, fast zu still — wer ihr einfaches Leben nicht kennen würde, wäre versucht zu

glauben, daß sie ein Kummer bedrücke, so in sich gezogen lebt sie hin!"

„Manchmal ruht da, wo wir es am wenigsten vermuthen, der herbste Kummer!" sagte Eduard bewegt und reichte dem Direktor die Hand.

„Habe ich genug gearbeitet, ist es schon Zeit zum Genießen und zum Leben?" fragte sich Eduard halblaut, als er seine Pferde der Kreisstadt zulenkte. „Habe ich Alles gesühnt und mir ein Anrecht auf Glück und Liebe erworben? Und hätte ich es nicht — wen träfe ich durch ein längeres Zögen härter, mich oder sie? Wenn schon ihr eigener Vater den Kummer inne wird, der sie bedrücken muß: dann ist es hohe Zeit!"

Fortan arbeitete Eduard noch entschiedener auf die Konsolidirung seiner Verhältnisse hin. Er stellte sich noch fester und unabhängiger seinem Kompagnon gegenüber, dem er unentbehrlich geworden, da er mit seinem Wissen das Unternehmen allein trug. Schon erhoben sich die Gründe der Weitmühler Fabrik über die Erde hinaus, als Eduard beschloß, nach Weitmühl hinüberzufahren.

Er war einig mit sich selbst. Diesmal galt

sein Besuch nicht dem Amthause, nicht der Fabrik, sondern dem Direktor — dem Direktor und seinem Hause.

Aber ehe er diesen Besuch machte, entschloß er sich noch zu einem Ausflug nach der Hauptstadt.

„Es muß rein werden und eben auf dem Boden meiner Heimath!“ dachte er bei sich selbst. „Was ich in meine Hand genommen, will ich auch zu Ende führen. Das Eine ist abgethan — nun zu dem Andern! Beide, er und sie, sind durch herbe Prüfungen gegangen, und der verletzte Familiensinn hat sich sattsam gerächt!“

Mit diesen Gedanken stieg Eduard die Treppe zur Rentmeisterin hinan.

Drei frische blühende Kinder umgaben die Frau. Eduard ließ den Blick mit Wohlgefallen auf der Gruppe haften und ein wohlthuendes Gefühl des Guten, das er gestiftet, beschlich ihn.

„Sie haben sich wohl recht sehr an die Kinder gewöhnt, gnädige Frau, und es wird Ihnen schwer werden, sich von ihnen zu trennen?“ sagte er nach einer kleinen Pause stiller Betrachtung.

„Wollen Sie mir die Kleinen nehmen?“ fragte die Rentmeisterin mit aufrichtigem Schrecken.

„Ich muß wohl, denn der, dem sie gehören, hat sie nun schon zu lange entbehrt!“

„Und wem gehören sie?“ fragte die Frau mit einem Seufzer.

„Dem Rentmeister Moritz Wichtlein in Weitmühl!“ entgegnete Eduard ernst.

Wie vom Donner gerührt saß die Rentmeisterin da.

Sie starrte den Sprecher an, ihre Lippe bewegte sich einigemal, unfähig, einen Laut hervorzubringen, ein Wort zu gestalten. Sie versuchte sich zu erheben und sank wieder zurück.

„Dem Rentmeister — Moritz Wichtlein“ — stammelte sie, nachdem sie sich einigermaßen erholt, „es sind die Kinder meines Mannes — die Kinder, die ich von mir gestoßen — die Kinder, die ich von ihm gerissen —“

Ein krampfhaftes Schluchzen verhinderte sie weiter zu sprechen.

Mit stummer Hast griff sie nach den Kindern, drückte sie an sich, besah ihre frischen Gesichter, um dann mit dem Jubelrufe: „Ja es sind seine Züge!“ aufzuspringen und die Kinder mit leidenschaftlichen Küssen zu bedecken.

Eduard war ein gerührter Zeuge des Auftrittes. Die Thränen traten ihm in's Auge, und als sich die leidenschaftliche Erregung der Frau einigermaßen gesänftigt hatte, sagte er zu ihr:

„Nun nehmen Sie die Kinder und kehren Sie zu ihm zurück — Sie werden mit diesem Gefolge keine verschlossenen Thüren finden."

„Wer sind Sie, mein Herr, der Sie mein vernichtetes Leben wieder aufgerichtet haben?" fragte die Frau stürmisch.

„Ein Mann, der, um das Böse zu sühnen, das er einmal geübt, Gutes zu stiften sucht nach schwachen Kräften!"

XII. Ende der Wirrnisse.

Ein lachender Sonntagsnachmittag war es, an dem Eduard Waldmüller mit zwei tüchtigen Rappen in Weitmühl einfuhr, um vor dem Hause des Direktors Flammerding anzuhalten.

Der Direktor empfing den willkommenen Besuch auf der Treppe und führte ihn in das Familienzimmer.

„Sie werden damit anfangen müssen, meine Familie kennen zu lernen!“ sagte Flammerding, dem Fabrikanten die Frau vorstellend. „Und Adele — wo ist Adele?“

„Hier kommt sie schon!“ rief die Direktorin.

Und in der That trat jetzt Adele ein — still und bleich, wie sie der Vater beschrieben.

Eduard, über dessen Antlitz ein brennendes Roth schoß, trat ihr einen Schritt entgegen — sie sah ihn — ein Schrei trat auf ihre Lippen, ein Schrei voll Lust und Jubel, voll Weh und Schmerz zugleich, ein Schrei, der sich halb in den Namen „Eduard“ wandelte, als er an das Licht kam. Ein Zittern kam über ihre Glieder, während ein Verklärungsschein über ihre Züge strich.

Er vermochte nicht länger an sich zu halten, er öffnete die Arme und unter dem stürmischen Rufe: „Adele! Meine Adele!“ der seinen Lippen entglitt, faßte er das bebende Mädchen in seine Arme, küßte und liebkoste es, gab ihm die süßesten Namen, lachte und weinte in einem Athem — und Adele mit ihm.

Dieser erschütternde Auftritt währte eine geraume Weile, bis der Direktor bemerkte:

„Sie kennen meine Tochter schon länger, Herr Walter?“

„Theodor Walter hat Ihre Tochter heute zum erstenmal gesehen!“ rief Eduard stürmisch. „Aber Eduard Waldmüller kennt Adelen bereits seit langen Jahren — liebt Adelen seit langen Jahren!“

„Eduard Waldmüller!“ wiederholte der Direktor erstaunt — „Sie sind Eduard Waldmüller — es wäre also mehr als eine Aehnlichkeit gewesen, was mir an Ihnen auffiel?“

„Ja, ich bin Eduard Waldmüller, — der junge Mann, der als Student Thorheiten beging, diese im Kerker büßte, den Kerker durch die Gnade des Monarchen verließ und seither wie verschollen lebt. So charakterisirten Sie jüngst selbst den jungen Menschen, dem Sie mich ähnlich fanden — und nun frage ich Sie, Herr Direktor und Sie werden mir antworten vor Gott und auf Ihr Gewissen: Habe ich die bürgerliche Schuld, die ich als eitler Knabe auf mich geladen, als Mann durch meine bürgerliche Thätigkeit gesühnt? Bin ich Ihrer Tochter werth, deren Bild ich durch den Kerker trug und die mich auch in der Nacht dieses Kerkers nicht von sich stieß?“

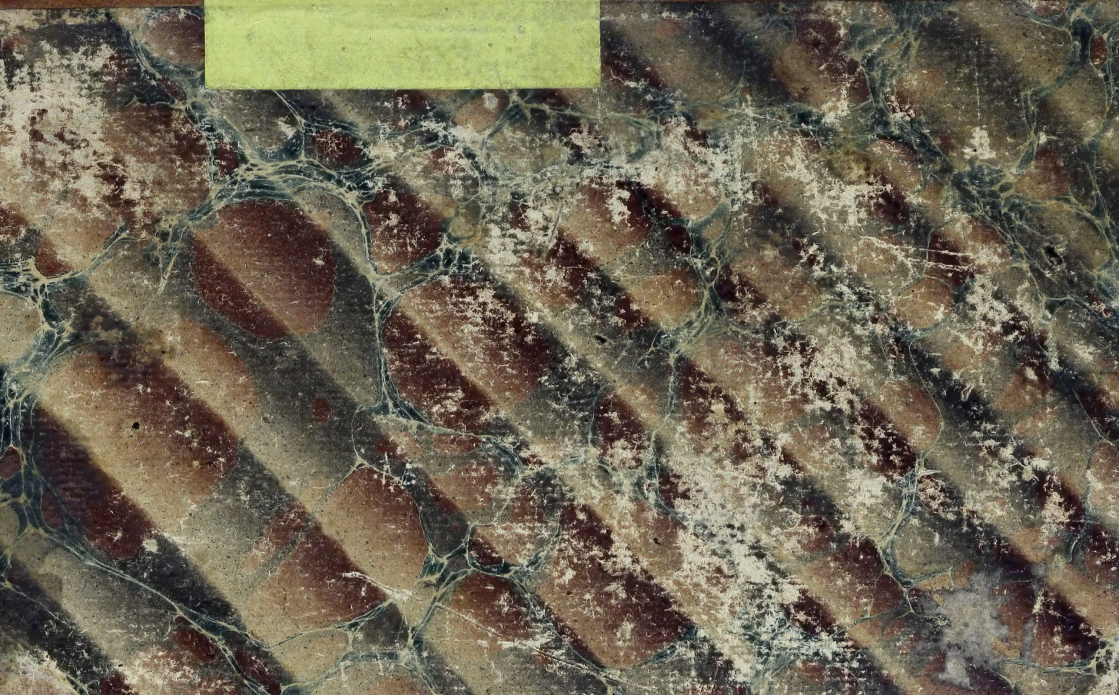
Der Direktor hatte keine Antwort. Er nahm die Hand Eduards und drückte sie. Dann nahm er Adelens Rechte und legte sie in jene Eduards.

Ein Jubelruf ertönte von zwei Lippen.

Die Wirrnisse in der kleinen Stadt Weitmühl hatten ihr gutes Ende gefunden, und während wir dieses schreiben — oder auch, während es der freundliche Leser liest — feiert Weitmühl die Vermählung des Fabrikanten Eduard Waldmüller mit Adele Flammerding.

Ende des dritten Bandes.

Druck von E. E. Elbert in Leipzig.

22/3 09 III B 33

Anm: p. 210 Mexikaner
p. 262-269 „Nicht nach Amerika."